



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung
Jahrgang 1

August 1938

Heft 6

Ostspruch

Jahrhundertlang entvölkerte sich Ostpreußen unter der Geißel einer trügerischen Weltanschauung, welche die Ostdeutschen antrieb, im Westen des Reiches ein besseres Leben, ein schöneres Dasein zu suchen.

Niemand wird den Kampf von den Schultern des Ostens nehmen wollen oder können. Aus diesem Kampf wachsen Lebenskräfte für das ganze Deutschland.

Unsere Aufgabe: Den Reichtum des deutschen Geistes in den Osten zu bringen, seine natürliche Schönheit zu gestalten und das Land für seine Menschen so heiter wohnlich zu machen, daß unsere Besten hierhin strömen, um hier nicht nur im Kampf zu stehen, sondern auch in der Fülle und im Glanz der deutschen Seele ihren Frieden zu finden.

Kilian Koll

Carlo von Kügelgen

Rußlanddeutscher – Ackerbauer und Weltwanderer

Rußlanddeutschtum in Zahlen und der Verband der Rußlanddeutschen

Wenn heute die ganze leidenschaftliche Anteilnahme des deutschen Volkes auf die über drei Millionen Sudetendeutschen gerichtet ist, als den stärksten außerhalb der Reichsgrenzen in schwerem Kampf stehenden deutschen Volksstamm, so soll darüber nicht eine andere unter noch grausamerer Drangsal und Vernichtungsgefahr leidende Volksgruppe im Osten vergessen werden: das Deutschtum in der Sowjetunion, der Rest des in den Klauen des Kommunismus verbliebenen einstigen Rußlanddeutschtums.

Die Deutschen im einstigen Zarenreich — irreführender und fälschlicherweise einst „Deutschrussen“ genannt — waren schon ihrer Zahl nach ein so großer Außenposten des deutschen Volkes, daß es von der heutigen Warte deutsch-völkischen Denkens fast unbegreiflich erscheint, wie geringe Beachtung das Rußlanddeutschtum in seinem Mutterlande fand, ja, wie außerordentlich gering die Kenntnisse von diesem machtvollen Deutschtum waren.

Wohl spielte das historisch einst mit dem Reich verbundene kulturell einzigartig hochstehende baltische Deutschtum im Geistesleben des Reiches eine gewisse Rolle. Auch das uralte städtische Deutschtum in Petersburg und Moskau, das eng verquickt mit reichsdeutschen Gruppen war, hatte überdies wie das städtische Deutschtum in Polen (Lodz) Beziehungen zum Reich. Doch die Balten und die Städter waren nur ein kleiner Bestandteil des gesamten Rußlanddeutschtums, dessen Hauptmasse die Nachkommen der von der Zarin Katharina II. und vom Zaren Alexander I. ins Land gerufenen deutschen Kolonisten. Die Verbindung zwischen diesen Kolonistengruppen an der Wolga, in Südrußland und in anderen Teilen des Reiches zu ihrer deutschen Urheimat war

meist bis auf dünne Fäden zerrissen. Desto wunderbarer die Reinerhaltung des Deutschtums der Rußlandkolonisten in Sprache (Mundarten), Sitte und Brauchtum, Glauben und bäuerlicher deutscher Sinnesart und Arbeitskraft. Desto schmerzlicher andererseits die völlige Verkenntung dieses Rußlanddeutschtums im Mutterlande. Während die zur Zeit des Krieges nach Polen, Wolhynien und in die Ukraine eindringenden deutschen Heere zu ihrer freudigen Überraschung allenthalben von deutschen Bauern in deutschen Dörfern als Brüder begrüßt und aufgenommen wurden, war es bis zum nationalsozialistischen Umbruch vielfach nicht nur deutschen Großgrundbesitzern und sonstigen Bürgern, sondern auch deutschen Behörden nicht verständlich zu machen, daß man es bei den eingewanderten „Deutschrussen“ nicht mit Russen einer besonderen Art, sondern mit Deutschen zu tun habe. Das hat unter anderen Gründen dazu beigetragen, daß die großen Ströme Rußlanddeutscher während des Krieges, nach seinem Friedensschluß und zuletzt im Jahr 1929 sich nicht in Deutschland gehalten haben, sondern weiter nach Übersee gezogen sind.

Das einstige Rußlanddeutschtum bildete keine Einheit, und seine einzelnen Teile hatten bis zur Bedrängnis des Deutschtums während des Weltkrieges und den aufrüttelnden Ereignissen der Revolution nur geringe Beziehungen zueinander. Ein verbindendes Band war die Kirche, vornehmlich die evangelisch-lutherische mit dem Generalkonfistorium in St. Petersburg; ein anderes die Presse, wobei die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ als Spitzenblatt des Rußlanddeutschtums eine besondere Rolle spielte. Im übrigen aber gab es kaum Verbindung zwischen den einzelnen Grup-



Deutsche Soldaten des Weltkrieges im Kreise deutscher Kolonisten
in Rußland (General von Rosch in Melitopol 1918)

pen der Kolonisten, die durch ungeheure Räume voneinander getrennt waren. Fassen wir heute das einstige Rußlanddeutschtum zahlenmäßig zusammen, so beruht diese Einheit mehr auf geographischer Grundlage. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Einflüsse der russischen Weiträumigkeit, die Gleichartigkeit der politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse den Rußlanddeutschen trotz Stammesverschiedenheit und bedeutender wirtschaftlicher und kultureller Abweichungen gewisse gemeinsame Charakterzüge gegeben haben: strenge Religiosität und konservative Lebensweise deutschen patriarchalischen Urbauertums bei außerordentlicher wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Expansion.

Eine gewisse Anschauung von der Bedeutung des Rußlanddeutschtums gibt, wie gesagt, schon seine Größe. Auf Grund genauester Schätzungen belief sich seine Zahl auf über 2,4 Millionen, das waren also um 400 000 mehr als die gesamte Bevölkerung der beiden Staaten

Ostland und Lettland. Sie verteilten sich folgendermaßen:

Baltische Gruppe	165 500
Städtisches Deutschtum	106 000
(Davon 55 000 in Petersburg)	
Petersburger Gruppe (Land)	21 790
Kongreß-Polen	500 000
Wolhynische Gruppe	200 000
Wolgadeutsche Gruppe	600 000
Schwarzmeerdeutsche Gruppe	600 000
Nordkaukasische Gruppe	100 000
Transkaukasische Gruppe	21 000
Sibirien (einschl. Mittelasien)	102 000
	<hr/>
	2 416 290

Während des Weltkrieges erlitten die Rußlanddeutschen ungeheure Schläge, die weniger widerstandsfähiges Volkstum vernichtet hätten. Ich erinnere nur an die Ausfiedlung von rund 200 000 Wolhyniern ins Wolgagebiet und weiter nach Sibirien, das Verbot des Gebrauches der Muttersprache, deutscher Schule und Presse, an die entsetzlichen Folgen der gegen die Kolonisten gerichteten

ten Enteignungsgesetze; die endgültige Durchführung dieser Gesetze scheiterte daran, daß eine Ausschaltung der Kolonisten die Ernährung der Städte und der Armee in Frage gestellt hätte. Aus den westlichen Gebieten des alten Zarenreiches wanderten als erwünschte Landarbeiter während des Krieges zahlreiche Kolonisten nach Deutschland ab. Im Endergebnis des Weltkrieges wurden vom Rußlanddeutschtum abgetrennt:

in den Baltischen Staaten	165 000
in Kongreß-Polen	500 000
in Polnisch-Wolhynien	50 000
in Bessarabien	80 000
	<hr/>
insgesamt	795 000

In der Sowjetunion verblieben nach Abschluß des Krieges demnach rund 1,6 Millionen Deutscher, das eigentliche Rußlanddeutschtum.

Es ist verständlich, daß die Rußlanddeutschen, die nach dem Weltkriege so kraftvolle Gruppen in Deutschland bildeten, sich organisierten, nicht nur zur eigenen Lebensgestaltung, sondern auch um den bedrängten Landsleuten in der einstigen Ostheimat zu helfen. Im Jahre 1919 wurden die rußlanddeutschen Kolonisten im Reich auf 100 000 geschätzt. Es entstanden eine ganze Reihe von landsmannschaftlichen Verbänden der Rußlanddeutschen neben der ihre eignen Wege gehenden baltischen Organisation (Baltische Arbeitsgemeinschaft, Baltischer Vertrauensrat). Diese landsmannschaftlichen Vereine schlossen sich zu zwei jahrelang miteinander konkurrierenden Verbänden zusammen: der „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen aus Rußland und Polen“ und dem „Zentral-Komitee der Deutschen aus Rußland“. Unter dieser Zersplitterung mußte naturgemäß die Arbeit schwer leiden, wenngleich im einzelnen auch Großes geleistet worden ist. Ein neues wertvolles Dasein erhielt die Organisation der Rußlanddeutschen, als es gelang, alle vorhandenen Landsmannschaften und die Arbeitsgemeinschaft im Verband der Deutschen aus Rußland, neuerdings „Verband der Rußlanddeutschen“ (VRD.) unter Leitung von Adolf Frasch und kraftvoller Förderung der reichsdeutschen Behörden zu vereinen. Der VRD. über-

nahm auch die 1926 von Adolf Eichler neugegründete Zeitschrift „Deutsche Post aus dem Osten“, die seit 1936 wieder unter der Hauptschriftleitung von E. von Kugelgen erscheint.

Der VRD., der eine ganze Reihe von Ortsgruppen in Deutschland und selbständige, aber ihm angegliederte Organisationen in Bulgarien, USA, Mandschukuo, Kalifornien und Paraguay hat, sieht es als seine Aufgabe an, die rund 50 000 Rußlanddeutschen im Reich zu sammeln und zu betreuen, aber auch ein Bindeglied zwischen allen Rußlanddeutschen in der Welt zu sein. Wenn auch eben keine Möglichkeit besteht, den notleidenden Brüdern in der Sowjetunion zu helfen, so ist es doch von höchstem Wert, Kenntnisse über sie innerhalb des deutschen Volkes zu verbreiten und, im Hinblick auf eine bessere Zukunft, Menschen, die mit den Ostverhältnissen vertraut sind, zusammenzufassen, in Kursen zu unterweisen und bereitzuhalten. Die Aufklärung der deutschen Öffentlichkeit geht Hand in Hand mit der Verbreitung eines tiefgreifenden Verständnisses für die alles nationale Leben erstickende Wirkung des kulturfeindlichen Bolschewismus, wofür die Rußlanddeutschen die größten persönlichen Erfahrungen beibringen können.

In dieser Tätigkeit des VRD. spielt die Erforschung der Geschichte des Rußlanddeutschtums eine bedeutsame Rolle. Hier gilt es, an Erinnerungen, Aufzeichnungen, Dokumenten und Kenntnissen über das der Zerstörung preisgegebene lebendige Volkstum zu retten, was noch zu retten ist. Zu diesem Zweck hat auch der Verband neben der Jugend- und Presseabteilung eine Kultur- und Forschungsabteilung gegründet, die eine umfassende Tätigkeit entwickelt.

Ihr Leiter, Andreas Mergenthaler, hat auf Grund eingehender Studien und in Vergleichung aller bisher veröffentlichten Zahlen über das Rußlanddeutschtum eine Statistik herausgegeben*), die der namentlich für die Gegenwart schwer zu ergründenden Wahrheit nahekommen dürfte. Schon die angeführten Zahlen über die Rußlanddeutschen im alten Rußland sind zum Teil

*) Vgl. „Deutsche Post aus dem Osten“, Mat 1938.

umstritten. Von manchen wird das ein-
stige Wolgadeutschtum auf 750 000 ge-
schätzt, und auch die Schwarzmeergruppe
dürfte 600 000 übersteigen. Die Zahlen
über das Wachstum der von der Welt
abgeschnittenen, ganz auf sich gestellten
bäuerlichen Siedlungsgruppen im alten
Rußland sind insofern von außerordent-
licher allgemeiner Bedeutung, als hier
die Urkraft deutschen Bauerntums in
völligem Widerstand und wirtschaft-
lich-kultureller Ausdehnung imponierend
zutage tritt.

Wir wissen zum Beispiel genau, daß
sich auf Grund der nach Deutschland ge-
schickten Werber 23 109 deutsche Men-
schen (6435 Familien) von 1764 bis 1768
über Lübeck an die Wolga begaben —
der erste Kolonistenstrom nach Rußland.
Er setzte sich aus Hessen, Pfälzern,
Schwaben und Bayern zusammen. 1775
waren sie in dem völlig unvorbereiteten
Landes infolge der Unbilden der Natur
und durch die Überfälle der wilden Kir-
gisen wiederum auf 23 000 zurückge-
worfen. Dann begann der Aufstieg: 1798
waren es 38 000, 1811 — 55 000, 1814 —
57 296, 1848 — 90 000, 1861 — 217 954,
1909 — 583 650, 1914 — rund 600 000.
Sieht man aber die Auswanderung nach
Sibirien und nach Übersee in Betracht,
steigt die Bevölkerungslinie weit höher.

Ähnlich ist die Entwicklung der
Schwarzmeerdeutschen. Hier wur-
den zur Zeit Katharinas nur wenige
Kolonien angelegt. Erst infolge des
Manifestes des Zaren Alexanders I. von
1804 strömten die deutschen Kolonisten
in mehreren Schüben 1804—1809, dann
1817, 1822—23 und 1837 in die frucht-
bare Ebene Südrußlands. Es waren vor-
nehmlich Deutsche aus Württemberg,
Baden, der Pfalz, Ostpreußen und Pom-
mern. 1841 wurden sie auf rund 55 000
Seelen in nicht ganz 10 000 Familien ge-
schätzt. 1897 stellte die Volkszählung
352 023 Nachkommen dieser Einwanderer
fest, 1911 waren es 495 945. Auch hier ist
bei der starken Verteilung des Schwarz-
meerdeutstums auf Einzelgehöfte und
kleine Siedlungen die Annahme von
600 000 beim Ausbruch des Krieges eher
zu niedrig gegriffen.

Vergleicht man nun diese Zahl mit den
Angaben über die Bevölkerungs-

entwicklung unter dem Bolsche-
wismus, so gelangt man zu erschütter-
nden Ergebnissen. Im Jahr 1919 waren
die Wolgadeutschen unter der Ein-
wirkung des räuberischen Kriegskommun-
ismus der ersten Jahre, der den Bauern
die „Überschüsse“, das heißt, die gesamten
Vorräte, gewaltsam fortnahm, und in-
folge des Bürgerkrieges auf 455 532 zu-
sammengeschmolzen. Am 28. August 1920
wurden 452 629 gezählt, im Mai 1922
nach der großen Hungersnot nur rund
300 000. Die Sowjetregierung gibt die
Zahl der verhungerten Wolgadeutschen
mit 81 000 an; in Wirklichkeit dürften
166 000 dem Hunger und den Seuchen
dieses Jahres zum Opfer gefallen sein.
Durch die Rückkehr von Geflüchteten stieg
die Zahl 1923 auf 325 000. 1926 wurden
379 630 angegeben. Die Zeugungskraft
dieser Bauern ist so stark, daß beim ge-
ringsten Nachlassen schwerster physischer
Not und Gefahr, wie das in der Zeit
der Neuen Wirtschaftspolitik (NEP.) der
Fall war, sofort die Volksvermehrung
wieder einsetzt. Trotzdem hat sich von
1914—1926 das Wolgadeutschtum um
220 000 vermindert. Zieht man aber den
Ausfall des bis dahin gültigen Nach-
wuchses in Betracht, so vertieft sich die
Volksvernichtung um rund 140 000. Das
ergibt im Laufe von zwölf Jahren
(1914—1926) mit dem Sterbeverlust ein
jährliches Defizit von 30 000 Seelen.
Aber die große Terrorwelle der Entkula-
tisierung, das heißt, der Vernichtung des
Bauerntums, und dessen Verflavung und
Hineinpressung in Kollektivwirtschaften
hat erst 1929 mit ihren Massenverhaftun-
gen und -ausweisungen und Erschießungen
eingesetzt. Hat die Vernichtung des deut-
schen Bauerntums auch in der Ukraine,
in der Krim und im Kaukasus noch schlim-
mere Folgen angenommen als im Wolga-
gebiet, so muß man doch, auch wenn es
an Hungerkatastrophen in den letzten
Jahren gefehlt hat, auch hier mit einem
weiteren Rückgang der deutschen Bevölke-
rung rechnen.

In dem kulturell so hochstehenden
Schwarzmeergebiet war infolge
des fürchterlichen Tobens der Bürger-
kriege, des Räuberumwesens (Machno),
der brutalen Agrarwirtschaft und Be-
raubung der Bauern (mit Hungersnöten)

im Gefolge) die Zahl der Deutschen 1926 nach Mergenthaler auf 392 900, also um 200 000 Seelen, zurückgegangen. Zieht man auch hier den Ausfall an Geburten hinzu, der Ende des vorigen Jahrhunderts jährlich 10 280, 20 pro Tausend, betrug, so kommt man auch im Schwarzmeergebiet auf eine Vernichtung von 323 000 Menschenleben im Laufe von zwölf Jahren. Hier ist seitdem der weitere Verfall angefaßt der feindseligen Politik Moskaus gegen die Ukraine noch weit stärker als im Wolgagebiet. Ein besonders trauriges Bild entwirft Mergenthaler von den einst blühenden Kolonien in der Krim, für die es auch neuere Zahlen gibt. Von den 60 000 Deutschen vor dem Kriege hatten sich 1926 noch 43 000 erhalten. 1934 waren sie durch „Maßnahmen“ der Sowjetregierung auf 14 000 zusammengeschmolzen. Hier wurden zum Beispiel ganze Dörfer ausgesiedelt, um jüdischen Ansiedlern Platz zu machen.

Nach der Volkszählung der Sowjetunion vom Jahr 1926 wurden deutsche Kolonisten gezählt:

Deutsche Wolgarepublik	379 630
Schwarzmeergebiet u. Krim	355 500
in Mittelrußland zerstreut	130 712
im Bezirk Leningrad	30 470
in Weißrußland	7 075
Siedlungen bei Astrachan, Sarizyn (Stalingrad) u. in Kalmykien	18 261
Deutsche Siedlungen b. Dren- burg, Ufa u. Uralbezirk	23 420
Nordkaukasus	93 915
Transkaukasien	25 327
in Sibirien	81 250
in Mittelasien	55 500

insgesamt 1 238 540

Auf Grund dieser Volkszählung hat sich der deutsche Volkskörper in der Sowjetunion von 1918—1926 um 353 000 verringert. In manchen Gebieten ist dabei durch Zuwanderung ein gewisser Ausgleich geschaffen. Im Nordkaukasus hatte sich z. B. die Bevölkerung mit rund 100 000 gehalten. Das nächste Jahrzehnt aber brachte dem Rußlanddeutschtum neue furchtbare Schläge. Während der Hungersnöte von 1933—34 sind allein 150 000 Deutsche der verwüstenden Agrarwirtschaft zum Opfer gefallen. Auf Grund

eingehender Studien schätzt Mergenthaler die durch Hunger, Mord, Zwangsarbeit und sonstige Terrormaßnahmen zugrundegegangenen deutschen Volksgenossen bis 1935 auf 653 000. Obgleich der Gesamtverlust des Rußlanddeutschtums niemals zahlenmäßig klar erfasst werden kann, berechnet er die Zahl der heute in der Sowjetunion lebenden Deutschen auf höchstens 900 000, während der Schulungsbrief der NSDAP. vom April d. J. den heutigen Stand der Rußlanddeutschen mit 1,1 Million angibt.

Das Merkwürdigste an diesem tüchtigsten und widerstandsfähigsten Stamm deutscher Ackerbauern und Weltwanderer ist aber der Umstand, daß er sich einen Ersatz für die verwüstete Scholle der Sowjetunion in der Neuen Welt geschaffen hat. Auch hier sind die Rußlanddeutschen als Pioniere der Landwirtschaft, als Bringer widerstandskräftigen Weizens, als die Schöpfer neuer Kornkammern, als schlichte deutsche Bauern aufgetreten, die durch ihre Wirtschaftstüchtigkeit und Arbeitskraft Weltgeltung erlangten. Die Auswanderung aus dem alten Rußland begann schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach der Aufhebung des Kolonistengesetzes, der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der Russifizierungsmaßnahmen. Die Ströme gingen nach Kanada, USA, Argentinien und Brasilien. Es ist bekannt, zu welcher großen Bedeutung und welchem Wohlstand die Rußlanddeutschen (so besonders die Mennoniten) in der Neuen Welt gelangten, aber auch, daß man ihre Ansprüche auf deutsche Schule und Kirche bis zum heutigen Tag vielfach nicht anerkannt und sie dadurch zur Weiterwanderung gezwungen hat. So kam es in den letzten Jahren zu der Auswanderung der Rußlanddeutschen aus Kanada in den Wilden Chaco von Paraguay, wo sie zusammen mit Flüchtlingen aus der Sowjetunion mächtige Kolonien gründeten. Diese sind heute wegen der sich als unüberwindbar erweisenden Schwierigkeiten von Boden und Klima wieder in Frage gestellt.

Mergenthaler gibt nach Klärung bestehender Widersprüche und auf Mißverständnissen beruhender Falschmeldungen folgende nachgeprüfte Zahlen für das

Rußlanddeutschtum in Übersee
und Europa:

Rückwanderer im Dt. Reich	50 000
Dobrudscha	10 000
USA.	über 400 000
Kanada	200 000
Mexiko	10 000
Brasilien	250 000
Argentinien	150 000
Paraguay	4 000
Uruguay	2 500
Mandschukuo	2 000
in der Welt zerstreut	50 000
	<hr/>
	1 128 500

Zählt man hierzu noch den Rest der 900 000 Rußlanddeutschen in der Sowjetunion und die 795 000 Rußlanddeutschen in den vom einstigen Zarenreich abgetrennten Gebieten, so gelangt man zu der bei all den unerhörten Verfolgungen, Blutopfern und Verlusten imponierenden Zahl von 2 823 500. In ihr offenbart sich die Wirkung des Rußlanddeutschen als eines besonders ausgeprägten Typus des Ostdeutschen weit über den Osten Europas hinaus in aller Welt.



Rußlanddeutsche in Paraguay i. J. 1929

Karl Hans Fuchs

Die Wanderung der Salzburger nach Ostpreußen vor 200 Jahren

Ein entscheidendes Ereignis großdeutscher Volksgeschichte

Als der Führer am 25. März 1938 von Königsberg, der nördlichen Grenzfestung des deutschen Ostens aus den Wahlkampf für das Großdeutsche Reich eröffnete, erinnerte er daran, daß wir es schon einmal in unserer Geschichte erlebt haben, daß tausende deutsche Menschen Österreichs um ihres Glaubens, um der „Gemeinschaft einer Idee“ willen ihre Heimat verließen. „Es war in der Zeit, da die Gegenreformation über Österreich zu wirken begann, die Zeit, in der damals so viele hunderttausende Menschen lieber den Scheiterhaufen bestiegen oder die Heimat verließen, als sich von ihrem Bekenntnis, das sie nun für richtig befunden und angenommen hatten, zu trennen. Und es ist in unserer Zeit nicht anders gewesen. Je größer die Not unseres Volkes wurde, je mehr die Unterdrückungen zunahmen, um so mehr klammerten sich die Menschen dann an jene Idee, die sie wenigstens innerlich freimachen konnte: an die nationalsozialistische! . . . Dieses nationalsozialistische Glaubensbekenntnis aber wurde zum Quell der tiefsten Unterdrückung und größten Quälerei gerade in Deutschösterreich. Eine neue Gegenreformation versuchte man diesem Volke aufzuzwingen, gepaart mit einer Unterdrückung, die unerhört war. Und so wie einst hunderttausende Deutsche am Ende wieder ihr Land und ihre Heimat verließen, um ihrem Bekenntnis treu bleiben zu können, so geschah es nun wieder . . .“

Die Vertreibung der Salzburger Protestanten durch die sogen. „Gegenreformation“ und ihre Ansiedlung in Ostpreußen i. J. 1732, auf die sich diese Worte des Führers beziehen, läßt wie kaum ein anderes Ereignis deutscher Volksgeschichte

die verbindende Bedeutung des gemeinsamen Blutstromes, die große Gemeinsamkeit und ewige Verflechtung ostdeutschen Schicksals im Süden und im Norden erkennen.

Die Emigration der Salzburger war zu ihrer Zeit ein großes, das ganze deutsche Volk aufrüttelndes Erlebnis. Die Wanderung berührte ja nicht nur das Königreich Preußen und die Provinz Ostpreußen, in der die Vertriebenen eine neue Heimat fanden, sondern führte — obzwar großenteils nur vorübergehend — auch durch zahlreiche andere Länder des Reiches. Ja, man hat die durchaus wohl begründete Behauptung aufgestellt, daß die natürliche, gesunde Kultur der Salzburger Bauern, die durch die Wanderungsbewegung in andere Länder getragen wurde, einen ersten Ansturm gegen die pedantisch-konventionelle, formelhafte Kultur des Perückenzeitalters hervorgerufen habe. Die Salzburger Bauern hätten „mitten in dem Zeitalter der Rabinettskriege und der dynastischen Interessenpolitik . . . durch ihre schlichte Natürlichkeit, ihr fröhliches Gottvertrauen und ihre unerschütterliche Überzeugungstreue einmal wieder die Macht des Volkstümlich-Ursprünglichen“ offenbar gemacht und „durch ihre opferfreudige Tatkraft dem Sieg des rein Menschlichen die Bahn bereitet“.

Der Kampf gegen die Annatur einer verzopften Hofkultur und Enchlopädisten-Weisheit begann also bereits Jahrzehnte vor dem Auftreten der Philosophie Rousseaus und der französischen Revolution, die man als bewegende Ursache dieses Durchbruchs zu betrachten pflegt. Aus der Tiefe eignen deutschen Volkstums heraus schöpfte diese Bewegung ihre



ersten Antriebe. Ein halbes Jahrhundert vor dem Wirken Herders und Goethes wurde durch die Salzburger das Interesse am deutschen Volkslied wiedererweckt und zahlreich sind die Beweise, daß Goethe zu seinem Epos „Hermann und Dorothea“ durch die Salzburger Emigrationsliteratur angeregt worden ist. Unzählig sind die Flugschriften und Zeitungen, die die Zeitgenossen von den Schicksalen und Erlebnissen der Salzburger unterrichteten und diese zu einer großen Begebenheit der Zeit werden ließen, die noch viele Jahre hinaus die Teilnahme aller fortschrittlich gesinnten Deutschen erregte.

Und über diese kultur- und geistesgeschichtlichen Wirkungen hinaus muß man heute in der Wanderungsbewegung der Salzburger auch in politischer Beziehung eine erste starke Regung des Volkes gegen obrigkeitlichen Absolutismus und bürokratische Beengung sehen, einen Anfang jener deutschen Volksbewegung, die erst hundert Jahre später in den deutschen Freiheitskriegen zur erstmaligen politisch-willensmäßigen und bewußten Formung gelangte. Ein neuer Beweis gegen die freimaurerische, an den Universitäten fast bis zur ausschließlichen Herrschaft durchgesetzte These, daß die deutsche Nationalbewegung von den Ideen des Weltbürgertums ihren ideengeschichtlichen Ausgang genommen habe. Denn die Salzburger Emigration war ja nur ein Höhepunkt einer Entwicklung die 1555, in den Zeiten des Augsburger Reichstages, begann und sich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein mit der Ein-

wanderung protestantischer Zillertaler in das schlesische Riesengebirge fortsetzte. Sie war eine Widerstandsbewegung, die sich ebensowenig zeitlich begrenzen läßt, wie das Prinzip, gegen das sie sich richtete: das Prinzip der Gegenreformation. Sie war nichts anderes als ein Ausdruck der ewigen Auflehnung des Germanentums gegen welschen Gewissenszwang und ultramontanes Dogmenprinzip, ganz gleich ob sich diese nun auf konfessionellem Gebiet oder in einem erstarrten fürstlichen Absolutismus offenbarten.

Die Bedeutung des Glaubensmomentes für die Auswanderung der Salzburger wird durch diese Feststellungen keineswegs herabgesetzt. Das Glaubensmoment war der zeit- und umständebedingte Ausdruck eines völkisch-rassischen Selbstbehauptungswillens gegen geistig-seeleliche Überfremdung, der heute seinen zeitgemäßen und wirksameren Ausdruck in der politischen Glaubensbewegung des Nationalsozialismus gefunden hat.

Wer jedoch trotzdem den Verdacht hat, daß hier der unzulässige Versuch gemacht wird, „objektive“ Tatbestände der Geschichte durch die subjektive Hineintragung jetztzeitlicher Begriffe künstlich umzu-
deuten, der vernehme, was ein ordentlicher Professor der Theologie im Jahre 1900 *) über diese Frage schrieb: „Die heutige Bewegung im deutschen Öster-

*) E. Fr. Arnold: Die Vertreibung der Salzburger. Eugen Diederichs Verlag Leipzig 1900. Die obige Darstellung stützt sich, soweit nicht eigene Quellen benutzt werden konnten, auf dieses Buch, in dem auch die zeitgenössischen Kupfer enthalten sind, deren Wiedergabe in diesem Heft durch freundliches Entgegenkommen des Eugen Diederichs Verlages ermöglicht wurde.



reich, welche in dem Lösungswort „Los von Rom!“ ihren Ausdruck findet, lenkt den Blick zurück auf eine Bekenner-schar, die in denselben Gebieten Jahrhunderte hindurch bis zu dem Dezennium, in das Goethes Tod fiel, für ein ähnliches Ziel gekämpft und gelitten hat. . . . Soviel steht von vornherein fest: die Gegner sind dem Wesen nach dieselben geblieben, und auch die Mittel, deren sie sich bedienen, haben sich nur äußerlich verändert. Auf der anderen Seite aber handelte es sich damals, wie jetzt um die Freiheit der persönlichen Gewissensentscheidung und um die Behauptung der nationalen Eigenart. Das letztere Moment wird freilich heute ausdrücklicher geltend gemacht: gefehlt hat es auch früher nie.“

Nun, und wir wissen heute, daß beide Momente — persönliche Gewissensfreiheit und nationale Eigenart — verschiedenartige Ausdrucksformen für die gleichen rassisch-seelischen Werte sind, um die hier der Kampf ging. Ganz richtig weist daher der Theologieprofessor an derselben Stelle auf den auffälligen Zusammenhang zwischen der Gegenreformation und dem Zurückdrängen des germanischen Elementes hin, das z. B. noch 1550, in der Zeit des Augsburger Friedens in Südtirol nicht nur fast ausschließlich vorherrschte, sondern sogar im Vordringen begriffen war, und daß in den ganzen Alpenländern durch die Konfessionskämpfe und deren Folgen, die Emigrationen und die Transmigrationen nach Ungarn, das Deutschtum ungeheuer geschwächt worden ist.

Schon grundsätzliche Erwägungen unserer nationalsozialistischen Geschichtsauffassung, die die Anwendung abstrakter Zeitgeist-Kategorien auf die Geschichte als philosophischen Irrtum ablehnt, verbietet es uns in diesen Ausbrüchen des Konfessionshasses verspätete Erscheinungen des sogen. „Mittelalters“ zu sehen. Dem widerspricht allein der Umstand, daß es sich bei der Unterdrückung der Salzburger zu Anfang des 18. Jahrhunderts keineswegs um eine örtliche begrenzte Erscheinung handelte. Als Beweis dessen dient ein Vorgang in einem anderen Gebiet des deutschen Ostens, das sogen. Thorner Blutgericht von 1724, das zugleich ein weiteres Beispiel für die immer wiederkehrende Gleichrichtung ostdeutschen Schicksals im Süden und im Norden ist.

Streitigkeiten zwischen der katholischen und evangelischen Schuljugend in Thorn hatten zu einem Überfall der durch ständige Angriffe gereizten Protestanten oder „Dissidenten“, wie man sie in Polen nannte, auf das dortige Jesuitenkollegium geführt. Ein durch Rechtsbruch zustandegewordenes Sondergericht verurteilte daraufhin den Bürgermeister Rösner und neun Bürger — sämtlich Träger deutscher Namen — zum Tode. Das Urteil wurde trotz Einspruches von russischer und preussischer Seite vollstreckt und erregte in ganz Europa größtes Aufsehen. Daß hier im Nordosten noch bis in die neueste Zeit hinein die Konfessionsunterschiede, nicht zuletzt infolge der starken Verschmelzung katholischen und nationalpolnischen Bewußtseinsgutes, als

nationale Unterschiede gewertet wurden, ist allgemein bekannt. Man wird daher in dem Thorner Vorfall ebenfalls nicht in erster Linie eine konfessionelle Streitigkeit als eine antigermanische Aktion sehen müssen. Daß ihre wesentlichen Träger hier wie in Salzburg die Jesuiten gewesen sind, wird niemanden überraschen.

Viel deutlicher noch als durch diese geistigen Verbindungslinien wird die vom Führer in seiner Königsberger Rede gezogene Parallele zu den heutigen Tagen unterstrichen durch die tatsächlichen Erlebnisse der Salzburger Emigranten. Wenn man von der Konfiszierung lutherischer Schriften und Bücher liest, wer müßte dabei nicht sofort an die Jagd der Schuschnigg-Schergen auf die großenteils verbotene nationalsozialistische Literatur denken! Hört man von der großen Bedeutung des gläubigen Kampfliedes, so blickt sofort der Gedanke an die Lieder der Bewegung und an die heimlichen Gedichte namenloser Hitlerjungen auf, die in diesem Jahre den nationalen Buchpreis erhielten. Und beim Durchlesen der Berichte, daß sich die Inquisitionen mehrten, die Kerker füllten, daß hohe Geldstrafen erhoben und die Bauern und Landleute in so großer Eile von ihren Höfen geführt wurden, daß sie oft ihre notwendigste Habe nicht mitnehmen konnten, dann glaubt man jene zahllosen Berichte vor sich zu haben, die von den unfäglichen Leiden erzählen, die Österreichs Nationalsozialisten in den Kerkern und Anhaltelagern des Schuschnigg-Systems erdulden mußten. — Um die Michaelis-

zeit des Jahres 1731, so erzählte einer der Emigranten, Georg Gruber, Weber und Utermann in Dorfgastein, nachts zwölf Uhr kamen vierzig Soldaten und zwei Gerichtsschreiber, öffneten die Tür mit Gewalt, rissen ihn im Hemde aus dem Bett, setzten ihm das Gewehr auf die Brust und warfen ihn gefesselt auf den Wagen, wo schon drei lagen. Sein Weib und fünf Kinder liefen weinend und schreiend dem Wagen nach, aber sie wurden durch Schläge zurückgetrieben. So wurden jene in der Nacht nach Schloß Goldegg gefahren, wo sie zwei Wochen auf der Wachtstube viel Kränkung und Elend auszustehen hatten, kamen dann, als ihrer vierzehn zusammengebracht waren, nach Werfen und mußten dort drei Tage lang in einem stockfinsternen Turme liegen. Darauf wurden sie von fünfzig Soldaten des Prinz-Eugen-Regimentes nach Salzburg transportiert. Nun erst begann das Verhör über beinahe hundert Punkte, die sich fast alle auf die Beschuldigung des Hochverrats bezogen. Um ihn zu ängstigen, führte man Gruber in Ketten und Banden auf die Torturstube und schreckte ihn mit Androhung der Folter, damit er gestehe, er habe eine Rebellion angefangen. Als er das nicht zugab, ließ ihn der Amtmann mit einem Leidensgenossen auf einen Getreideboden bringen und dort sieben Wochen lang einsperren, wobei sie vor Kälte fast umkamen. Als er am 6. Mai 1732 freigelassen wurde, mußte er 8 fl. Arrestkosten erlegen. —



Legt man die Unschuld gleich in Kerker, so ist gefangen
Geduld, mit Freiheit wird sie dennoch dereinst prangen

Auch die Greuelpropaganda, die sich gegen Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm I. die Salzburger mit offenen Armen aufnahm, richtete, blieb nicht aus. In Wien und Salzburg und auch im Berchtesgardener Land wurden Gerüchte verbreitet, die Polen seien in Ostpreußen eingefallen und eine große Zahl der dort angekommenen Salzburger sei von ihnen niedergehauen. Ein starker Trupp Emigranten hätten sich beim Transport empört, diese alle seien auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. ersäuft worden. Den angesiedelten Emigranten werde ihr Vermögen weggenommen. Viele seien dort an den Galgen gehängt. Das Land sei öde und habe ungenießbares Wasser. Briefe in die Heimat zu schreiben, sei bei Leibesstrafe verboten u. s. f. Das sind Klänge, die uns aus heutigen Tagen wohlvertraut sind und keiner weiteren Deutung mehr bedürfen.

Nicht anders verhält es sich mit den Berichten über die Aufnahme, die die vertriebenen Salzburger bei den Volksgenossen der von ihnen durchwanderten deutschen Lande erfuhren. Überall wurden sie feierlich empfangen, festlich bewirtet und verpflegt. Neben zahlreichen zeitgenössischen Berichten über diese Empfänge liegt uns eine „Nachricht von dem Durchzuge und der Bewirthung einiger Salzburger Emigranten in Danzig, so geschehen im Ende des Monathes Julii 1732“ vor*). Der preussische Gesandte in

*) Im Besitz der Danziger Stadtbibliothek.

Danzig, Oberst von Zihewitz, kündigte dem Danziger Rat den Durchzug von 214 Männern, 181 Frauen und 318 Kindern an, die mit 82 Wagen durch das Danziger Gebiet nach Insterburg ziehen sollten. Der Rat veranstaltet sogleich eine allgemeine Kirchensammlung zugunsten der erwarteten Emigranten, die das stattliche Ergebnis von 13 038 Gulden erbrachte. Umfangreiche Vorbereitungen werden für den Empfang getroffen. Vom Stadtzimmerhof werden Dielen, Balken und Bretter zum Schießplatz der Bürgerschützen gebracht und Tische und Bänke gezimmert. Drei Segelmachemeister leihen ihre Segel, damit eine Überdachung geschaffen werden kann, unter der die Fremden schlafen können. Die Feuerwehr fährt zur Sicherung eine Schlangenspritze an. Am Abend eines Julitages wird der Zug von 70 Mann der Stadtgemeinde feierlich eingeholt. Die Fleischer nehmen ihre Pläne von den Marktbuden, damit die Salzburger, die schon seit 2 Uhr in der Früh unterwegs sind, sich bequemer einrichten können. Umständlich wird in der Schrift der Speisenzettel sämtlicher Tage aufgezählt. Zum Empfang gibt es Kirschkalttschale, Hafergrütze und Kalb- und Lammfleisch mit Keilchen. Die Stadtmusikanten machen zur Tafel eine „starke Music“. Überall, wo sich die Fremden sehen lassen, werden sie beschenkt. Beim Auszug wirft man ihnen Geschenke aus den Fenstern zu. Der Rat aber hat ein Übriges getan: Die Wege



Die Emigranten kommen zu Schiff zu Königsberg an.



Den Emigranten wird das Land in Preussisch Lit
tauen ausgeheilt.

im Werder sind durch eine anhaltende Trockenheit nach reichen Regenfällen außerordentlich höherericht geworden. Daher war von dem Danziger Kriegspräsidenten, der die Beschwerden der vielen Fußkranken vorausgesehen hatte, Befehl gegeben worden, mit Eggen die Wege im Werder einzuebnen. In Leskau, vor dem Verlassen des Danziger Gebietes, setzt ein Wortführer der Salzburger eine schriftliche Dancksagung an den Rat für die hochherzige Aufnahme in Danzig auf.

Also auch in dem damals noch nicht zu Preußen gehörigen Danzig dasselbe Bild wie in allen anderen Gebieten. Im Danzig des 18. Jahrhunderts, dessen angeblich polnische und preußenfeindliche Gesinnung uns mit mehr als fadscheinigen „Beweisen“ immer wieder glaubhaft zu machen versucht wird!

Das Edle Danzig theilt vor andern reichlich mit,

Daß sie des Höchsten Gütt'
Nicht genugsam können preisen.
Gott hat es auch geschickt,
Daß Könige sich dieser Frommen
Armen

In ihrer Noth gar gnädiglich
erbarmen.

Der Große Friedrich in Preußen *)
Nimmt sich besonders gütigst ihrer
an

So lauten „Zufällige Gedanken eines Jungen Frauenzimmers in Danzig über die Salzburgische Emigranten“ aus dem Jahre 1732!

*) Im Origin. fett gedruckt.

Was Friedrich Wilhelm I. tatsächlich für die Salzburger getan hat, davon zeugen noch heute die blühenden Acker und Gärten Ostpreußens, wo sie eine neue Heimat fanden. — Manufakturisten und Handwerker sollen freies Bürgerrecht und Meisterrechte genießen; wenn die Lehrlinge und Gesellen dies in den Städten erlangt und da geheiratet haben, sollen sie ein Jahr lang von allen Abgaben und Einquartierungen frei sein. Wollen sich die Meister an „wüsten Plätzen“ in den Städten anbauen, so soll ihnen das Grundstück unentgeltlich angewiesen, das Bauholz geliefert, Mauersteine, Dachziegel und Kalk gegeben werden. Wer sich ein neues Bauerngehöft aus eigenen Mitteln errichtet und den nötigen „Besatz“ an Vieh, Pferden und Gerätschaften selbst beschafft, bekommt das Bauholz umsonst und ist neun Jahre von allen Lasten frei. Wer vom König die Reisekosten und einen fertigen Hof nebst Etablissement annimmt, soll zwei Freijahre genießen, unter Umständen auch mehr. Jeder hat zwei Hufen Landes (= 60 Morgen) anzunehmen und bekommt geliefert vier Pferde, vier Ochsen, drei Kühe, 120 Scheffel Getreide, die nötigen Ackergeräte als Wagen, Pflüge, Sensen und dergleichen, wie auch die nötige Subsistenz auf ein Jahr lang. — Das sind die gleichzeitig mit dem Aufnahme patent vom 2. Februar 1732 ver kündeten Ansiedlungsbedingungen.

Wenn auch das Motiv der Glaubensverbundenheit bei der Aufnahme der vertriebenen Salzburger bei Friedrich Wil-



Fridericus Willhemus Rex Borussiae etc. etc.

Preussischer Monarch glorieicher Selb der Irgeu Van Schwedisch Lauffende durch Städtte Mejerball
 Er bleibet selbst also dem Bild so Bild als Majestät. So schick man es in ein viel mehr th.
 So groß der Mühe in Krieg so groß das Stad erpa. Doch Schwedisch Lauffende beim Leben hier halber
 Daher dan Ernst in Lieb in gleichen Waage geht. Ist eben so den Ruhm auf hoher grad vermehrt
 Von höchster Tapferkeit sind Probe gung vorhanden So laßt der Himmel den den groß Friderich Leben
 So kann längst der Welt nicht wieder hind gelhet ihm Schrecke seiner. Seit er in seiner Lande hier
 Der Güte Freige sind die Arme Emigranten. Demers in Preußen Er oft Europa hat gegeben
 So dieser Groß Herr in Sorg in sich nimmt. So Ernie ist das Glück dem Gott Preußen vor

helm I. keineswegs unterschätzt werden kann, so ist es doch ganz offensichtlich, daß der König bewußt der Aufgabe einer Kolonisierung des Ostens durch die Ansiedlung zu dienen suchte; „... denn Meine Hauptintention bei diesem ganzen Werk ist, daß Ich Preußen peuplieren will“. Friedrich der Große hat in einem Ausspruch dieser kolonisatorischen Tat seines Vaters das schönste Denkmal gesetzt: „Das preußische Litthauen (so

nannte man damals das nördliche Ostpreußen) ist in Europa wenig bekannt, obwohl es verdient, es mehr zu sein; es ist eine Schöpfung meines Vaters... ich finde in diesem Unternehmen meines Vaters, diese Wüste bewohnter und glücklich zu machen, wahrhaft Heroisches.“

Schon nach einem knappen Jahrhundert sollten sich die großen Wirkungen dieser kolonisatorischen Tat des Soldatenkönigs zeigen, nicht nur zum Vorteil Preußens

allein, sondern zum Nutzen der gesamtdeutschen, großdeutschen Idee: in den deutschen Freiheitskriegen. „Hier in Königsberg — so schildert Ernst Moritz Arndt den Wiederhall des Aufrufes vom 3. Februar 1813 — wurden von mir und vielen anderen, die noch ein bischen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tugde verlebt; noch klopft mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen, und was dort von den Salzburgern stammt. Sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit.“ Wodurch würde die wahnsinnige Behauptung von der jahrhundertalten Besonderheit des Osterreichertums besser widerlegt, als durch dieses herrliche Zeugnis von der Gemeinsamkeit eingeseffenen Preußentums und östereichischer Einwanderernachkommen im Geiste der deutschen Erhebung. Und manch ein Name der preußischen Geschichte, den man womöglich in böswillig kleindeutscher Tendenz als Kronzeuge des „Arpreußentums“ und Gegensatz zum „östereichischen Menschen“ anführen könnte, gehörte einem Nachkommen jener Salzburger Emigranten: der Feldmarschall Derfflinger, die Findenstein, Trautmansdorfs, Stubenrauchs u. a. m. Sie alle waren von dem gleichen Geist erfüllt, wie ihre Stammesverwandten, die in anderen Gegenden Deutsch-

lands neue Heimstätten gefunden hatten und vom Schwabenlande aus in den Dichtungen Justinus Kernalers, Wilhelm Hauffs und in den patriotischen Schriften Friedrich Karl von Mosers Wortzeugen ihres Geistes fanden.

So zeigt sich schon an diesem einen geschichtlichen Beispiel, wie unzertrennlich ostdeutsches Wesen und großdeutsche Gemeinschaft sind, und daß wahrhaft ostdeutsche Tat immer aus großdeutschem Geiste fließt. War die kolonialisatorische Großtat des deutschen Volkes im Osten zu mittelalterlicher Zeit eine große Gemeinschaftsleistung aller deutschen Stämme, deren Angehörige im Gefolge des Ritterordens und noch in den folgenden Jahrhunderten unaufhörlich, wenn auch in allmählich abebbendem Strome nach dem Osten wanderten, so war die Ansiedlung der Salzburger in Ostpreußen vor 200 Jahren eine Fortsetzung dieser großen Tradition.

Die Erkenntnis, daß diese Tradition nie versiegen darf, wenn anders das deutsche Volk auf seine völkische Zukunft verzichten will, ist der Anlaß zu diesem durch die Worte des Führers aufgerührten Gedanken: Denn die Erfüllung der deutschen Zukunftsaufgabe im Osten wird eine Gemeinschaftsleistung des ganzen Volkes, d. h. aller seiner Stämme sein, oder sie wird nicht sein!



Da sie nicht Erdlich sind nach Canaan gekommen
So haben sie daselbst possession genommen.

15.

Erich Lindom

Bismarck und der Osten

Zum 40jährigen Gedenken an Bismarcks Tod am 30. 7. 1898

Als Bismarck am 13. Juli 1878 nach einem Monat aufreibender Arbeit die Sitzungen des Berliner Kongresses schloß, hatte er das Gefühl, durch sein staatsmännisches Geschick die schwierigen Fragen Südosteuropa und die mit ihnen eng verbundene europäische Schicksalsfrage nach Krieg oder Frieden gelöst zu haben. Um Haupteslänge überragte der Kanzler des neuerstandenen Reiches die Delegierten der fremden Mächte, die bedeutendsten Staatsmänner Europas bemühten sich um seinen Rat und seine Hilfe. Er konnte von sich wohl sagen, er fahre nun Europa „viereckig vom Boß“. Die Art, wie er den Vorsitz auf dem Kongreß ausübte, bezeugte vor aller Welt die Führerstellung, die er in wenigen Jahren seinem Staat geschaffen hatte.

Freilich, schon einige Wochen nach jener Schlusssitzung sollte sich zeigen, daß die Fragen des gesamten Ostens für Deutschland eher noch schwieriger und gefährlicher geworden waren. Fernhalten von ihnen konnte sich Deutschland in seiner europäischen Mittellage nie. Auch Bismarck, selbst ein Ostmärker, hat vom ersten Augenblick seines politischen, insbesondere seines außenpolitischen Denkens an dem Osten die überragende Stellung eingeräumt, die ihm gebührt. Wie er ihn sah, zeigt gleichsam sinnbildhaft sein Wirken auf dem Berliner Kongreß als Hüter des Friedens und „ehrlicher Makler“, der, ohne ausgesprochene eigene Interessen zu verfolgen, um gütlichen Ausgleich zwischen der russischen und der englisch-österreichischen Gruppe bemüht ist. Bismarck erblickt im Ostraum weniger volks- und raumpolitische als staats- und wehrpolitische Probleme. Ausgangspunkt ist Deutschlands geopolitische Mittellage. Vor der Westgrenze die „kriegerischste und unruhigste Nation“, ein Frankreich, das vor 1871 wohl den schwächenden Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland gerne sieht, aber das Entstehen einer neuen starken europäischen Mitte um jeden Preis verhindern will und das

nach der Niederlage von 1871 unbedingt von dem Verlangen nach Revanche beherrscht wird. Im Osten vor 1866 ein Österreich, mit dem der blutige Kampf um Deutschland ausgetragen werden muß und ein dem preussischen Staat gönnerhaft freundlich gegenüberstehendes Rußland, nach 1871 zwei rivalisierende Mächte, zwischen denen sich das ganze Gewirr der Fragen des Balkans, der Türkei und der Meerengen aufstut und dazu ein Rußland, das nicht ohne Neid und Mißtrauen auf das erstarrte Reich blickt, mit wachsenden panslawistischen Ideen und „kriegerischen Neigungen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren“. Die Deutschen bekommen aber, wie Bismarck in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 darlegt, „von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden“. Der Feind im Westen ist unverföhnlich, der Krieg mit Österreich vor 1866 unvermeidlich, um so mehr gilt es, die guten Beziehungen zu der Großmacht Rußland zu erhalten und zu festigen.

Hier klingt ein Grundthema Bismarckscher Politik auf, das wohl einmal abgewandelt und verhaltener wird, in seiner Zielsetzung aber doch durch mehrere Jahrzehnte bestehen bleibt. Zu einem großen Teil fügen sich auch die innenpolitischen Maßnahmen Preußen-Deutschlands in seinen eigenen Ostgebieten darin ein. Bismarck teilt durchaus nicht die Polenbegeisterung vieler Männer seiner Generation, die in der Revolutionszeit von 1848 einen Höhepunkt erreicht, wie er nur in einem von verschwommenen Ideologien beherrschten, von Grund auf unpolitischen Deutschland möglich ist. Bismarcks klarer realpolitischer Blick erkennt genau die schlummernden Gefahren der polnischen Frage*). Der liberalen

*) Für Bismarcks Polenpolitik vergleiche: Edmund Beyl: Volkstumskampf im Osten im 19. Jahrhundert. Danzig 1938.

Opposition im preußischen Abgeordnetenhaus, die ihn im Jahre 1863 wegen seines Zusammenwirkens mit Rußland zur Unterdrückung des in Polen angefachten Aufstandes angreift, ruft er zu:

„Ob ein unabhängiges Polen, welches sich an die Stelle von Rußland in Warschau etablieren würde, preußische Politik treiben würde, ob es ein leidenschaftlicher Bundesgenosse Preußens gegen auswärtige Mächte sein würde, ob es sich bemühen würde, Posen und Danzig in preußischen Händen zu bewahren, meine Herren, das überlasse ich Ihrer eigenen Erwägung zu erlassen.“

Später, nach der Gründung des Reiches, schätzt er die Gefahren, die dem Deutschtum von den polnischen Bestrebungen drohen, noch höher ein. Mit größtem Mißtrauen beobachtet er die Verbindungen, die vom politischen Katholizismus zu nationalpolnischen Kreisen unterhalten werden. In den „Gedanken und Erinnerungen“ stellt er rückblickend fest, der Beginn des Kulturkampfes sei für ihn überwiegend durch seine polnische Seite bestimmt worden. Im wesentlichen ist Bismarck der Beurteilung der polnischen Frage treu geblieben, die er in einem seiner ersten politischen Dokumente, in seinem Brief an die „Magdeburger Zeitung“ vom 20. April 1848 befundete:

„Eine nationale Entwicklung des polnischen Elements in Posen kann kein anderes vernünftiges Ziel haben als das, einer Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen. Man kann Polen in seinen Grenzen von 1772 herstellen wollen (wie die Polen selbst es hoffen, wenn sie es auch noch verschweigen), ihm ganz Posen, Westpreußen und Ermland wiedergeben; dann würde Preußens beste Sehne durchschnitten und Millionen Deutscher der polnischen Willkür überantwortet sein, um einen unsicheren Verbündeten zu gewinnen, der lüftern auf jede Verlegenheit Deutschlands wartet, um Ostpreußen, Polnisch-Schlesien, die polnischen Bezirke von Pommern für sich zu gewinnen. Andererseits kann eine Wiederherstellung Polens in einem geringeren Umfange beabsichtigt werden, etwa so, daß Preußen zu diesem neuen Reich nur den entschieden polnischen Teil des Großher-

zogstums Posen hergäbe. In diesem Falle kann nur der, welcher die Polen gar nicht kennt, daran zweifeln, daß sie unsere geschworenen Feinde bleiben würden, solange sie nicht die Weichselmündung und außerdem jedes polnisch redende Dorf in West- und Ostpreußen, Pommern und Schlesien von uns erobert haben würden.“

Bismarck ist sich darüber klar, daß in den deutschen Ostgebieten das Deutschtum in einem Abwehrkampf gegen die zielbewußt von verschiedenen Fronten her vorgetragene polnische Angriffe steht. Als Mittel in diesem Abwehrkampf, nicht als rücksichtslosen Gegenangriff betrachtet er das Ansiedlungsgesetz, das den ständig wachsenden Einfluß eindämmen soll. Brutale Methoden zwangsweiser Entnationalisierung lehnt er ab. Er strebt nach einem vom loyalen Staatsbewußtsein aller Teile getragenen friedlichen Zusammenleben in dem völkisch so vielfach geschichteten Ostraum. Nach Alter und Herkommen neigt er allerdings auch hier dazu, die staatlichen Kräfte zu überschätzen und die im 19. Jahrhundert überall in Europa aufgebrochenen nationalen Ideen und Kraftquellen allzu gering zu achten. Nur in der polnischen Geistlichkeit und im polnischen Adel sieht er die eigentlichen unveröhnlichen Gegner, die Masse der Bürger und Bauern hält er für treue Untertanen, die gerne die Stärke des deutschen Staates, die in Jahrhunderten siegreiche Überlegenheit der deutschen Kultur anerkennen und ein gesichertes Leben als deutsche Staatsbürger einer fragwürdigen polnischen Zukunft vorziehen werden. Dieser Irrtum beeinflusst Bismarcks Maßnahmen. Von staatlichem Denken her geht er an die Lösung der deutschen Ostprobleme, von dem gleichen staatlichen Denken, mit dem er auch mit den Gefahren des politischen Katholizismus und des aufsteigenden Marxismus fertig zu werden versucht.

Daß dabei häufig außenpolitische Beweggründe sich in den Vordergrund drängen, ist nur natürlich. Die Leitlinie der preußisch-deutschen Außenpolitik, soweit sie die nationalpolnischen Bestrebungen angeht, entwirft Bismarck bereits in jenem Brief an die „Magdeburger Zeitung“, wenn es darin heißt: „Wie

kann ein Deutscher weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zuliebe dafür schwärmen, dem Vaterlande in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der stets bemüht sein wird, die fieberhafte Unruhe seines Innern durch Kriege abzuleiten und uns bei jeder westlichen Verwicklung in den Rücken zu fallen; der viel gieriger auf Eroberung auf unsere Kosten sein wird und muß als der russische Kaiser, der froh ist, wenn er seinen jetzigen Kolos zusammenhalten kann, und der sehr unklug sein müßte, wenn er den schon starken Anteil zum Aufstand bereiter Untertanen, den er hat, durch Eroberung deutscher Länder zu vermehren bemüht sein wollte. Schutz gegen Rußland brauchen wir aber von Polen nicht; wir sind uns selbst Schutz genug.“

Die Geschichte selbst wies uns schon den Weg des engen Zusammengehens mit Rußland in der polnischen Frage seit dem Tage, da Friedrich der Große sich mit der Zarin Katharina über die Wahrung der gemeinsamen Interessen ihrer Länder in dem zerfallenden polnischen Reich einigte. Dieses Zusammenwirken hatte nach der Niederwerfung Napoleons die mannigfachen Schwierigkeiten auf dem Wiener Kongreß überstanden, es hatte in der „Heiligen Allianz“ der Monarchen eine ideelle Festigung gefunden, die freilich den Keim der Erstarrung in sich barg.

Wie alle Konservativen ist Bismarck in den revolutionären Wirren der Jahrhundertmitte von der besonderen Bedeutung des guten Verhältnisses zwischen Preußen und Rußland als dem Hort absolutistischer Staatsgesinnung überzeugt. Die Erkenntnis, daß die deutsche Frage zwischen Preußen und Oesterreich durch Eisen und Blut entschieden werden müsse, verstärkte diesen Gedankengang. In den Berichten, die er als Bundestagsgeandter von Frankfurt nach Berlin schickt, klingt immer wieder die Warnung vor einer Verfeindung mit Rußland an. „Meines Erachtens gibt es keine Motive, die es ratsam machen, die Kluft zwischen uns und Rußland . . . irgendwie absichtlich zu erweitern“, betont er 1854. Entschieden tritt er während des Krimkrieges den Versuchen preussischer Liberaler entgegen, die im Bunde mit den Westmächten den russischen Absolutismus

stürzen möchten. Wohl erteilt er seinem König den kühnen Rat, ein starkes preussisches Heer in Oberschlesien aufzustellen, von wo es die russische Grenze ebenso leicht überschreiten könnte wie die österreichische. Preußen könnte damit, aus seiner unwürdigen sekundären Lage herausgehoben, zum Schiedsrichter für den gesamten Bereich des europäischen Ostens werden; ein Gedanke, der etwa die Stellung Deutschlands während des Berliner Kongresses vorwegnimmt und im Keim bereits erkennen läßt, wie Bismarck sich des Reiches Verhältnis zu den Ostfragen wünscht. Eine Wendung gegen Rußland allein lehnt er unbedingt ab. Dem König stellt er vor, „daß wir absolut keinen eigenen Kriegsgrund gegen Rußland hätten und kein Interesse an der orientalischen Frage, das einen Krieg mit Rußland oder auch nur das Opfer unserer langjährigen guten Beziehungen zu Rußland rechtfertigen könnte; im Gegenteil, jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Beteiligung belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, das wir ohne eigenen Kriegsgrund angefallen, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich die polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen“. Preußen bleibt während des Krimkrieges neutral, es arbeitet im Jahre 1863 während des polnischen Aufstandes eng mit Rußland zusammen; Rußland seinerseits wahrt wohlwollende Neutralität während der preussischen Kriege gegen Oesterreich und Frankreich. Beide Partner ernten die Früchte ihrer Haltung.

Als verantwortlicher Staatsmann des Zweiten Reiches bemüht sich Bismarck um Fortsetzung dieser schon traditionell gewordenen Freundschaftspolitik. Isolierung des revanchegierigen Frankreich ist sein Ziel. Nur gliedert er von nun an auch Oesterreich positiv in seine Berechnungen ein. Mit Rußland als mehr oder weniger sicherem Freund allein könnte Deutschland leicht unter die Vormundschaft eines übermächtigen Verbündeten geraten. „Das Drei-Kaiser Bündnis im Sinne einer friedlichen und erhaltenden Politik bleibt ein ideales Ziel“, zu dem er rät; „untrennbar von dieser Politik aber ist der Grundsatz, daß keiner der drei

befreundeten Monarchen Eroberungen zum Schaden eines der beiden anderen erstrebe oder einen der beiden anderen mit Gewalt bedrohe, um ihn zum Anschluß an seine Separatpolitik zu zwingen“.

Dabei ist Bismarck durchaus bereit, allen gerechtfertigten Wünschen der Russen zu willfahren. Nach des Kanzlers Überzeugung ist Deutschland saturiert. Irgendwelche eigensüchtigen territorialen Ziele verfolgt es vor seiner Ostgrenze nicht, nur seinen Rücken will es dort gedeckt wissen und darüber den Frieden in dem gesamten Ostraum von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer sichern, in jenem Raum also, von dem so viele höchst empfindliche Nervenstränge zur deutschen Mitte laufen.

So schont Bismarck russische Empfindlichkeiten auch in solchen Fällen, wo vom volksdeutschen Standpunkt aus eine energischere Einnischung wünschenswert erscheint. Wohl beobachtet er die russischen Bestrebungen zur Entdeuschung der Ostseeprovinzen. Ein diplomatisches oder gar ein von der russischen Hegepresse geargertes militärisches Eingreifen lehnt er geradezu entrüstet ab. In einer Unterredung mit dem Petersburger Redakteur Meyer von Waldeck betont er im August 1867, daß es sich für Preußen wirklich nicht lohne, sich für den strategisch unhaltbaren, lang vorgeschobenen Streifen der Ostseeprovinzen zwischen Polen und dem Meer ohne Hinterland die Feindschaft Rußlands zuzuziehen. Fünf Jahre später erklärt er dem ihn um stärkere Unterstützung ansprechenden Zivilgouverneur von Antingen grundsätzlich: „Ich verstehe Sie vollkommen, aber es ist mir trotz aller Sympathie für die Balten absolut unmöglich, für die Deutschen dort irgendetwas zu tun.“*)

Viel schwerer wiegt Bismarcks Verständnis und tatkräftige Unterstützung für die russischen Pläne in Südosteuropa. Schon während des deutsch-französischen Krieges bietet er Rußland die Gelegenheit, seine durch den Pariser Frieden nach dem Krimkrieg in demütigender Weise beschränkte Souveränität an den Küsten des Schwarzen Meeres wieder zu ge-

winnen, ein Recht, das man einer Nation von hundert Millionen nicht dauernd ver-sagen kann. Die ehrgeizigen russischen Ziele auf dem Balkan, die unter dem Einfluß der wachsenden panslawistischen Bewegung immer höher gespannt werden, betrachtet er mit weitgehendem Wohlwollen. Lebenswichtige deutsche Interessen werden hier nicht berührt, wenn es natürlich der deutschen Politik auch nicht gleichgültig sein kann, wie sich die Ordnung der Staaten und Einflusssphären auf dem Balkan vollzieht. So ist das berühmte Wort von den Knochen des pommerischen Grenadiers zu verstehen. Erhaltung des Friedens ist auch auf diesem Gebiet Bismarcks Grundsatz. Herbeiführung eines gütlichen Ausgleichs zwischen den Rivalen Rußland und Österreich sein stetes Streben. Im Sinne eines „ehrlichen Maklers“ leitet er den Berliner Kongreß, den er auf Rußlands Wunsch berufen hat, um einen europäischen Krieg zu verhindern, der den Russen die Früchte ihres Sieges über die Türken rauben soll. Rückschauend hat Bismarck das Gefühl, auf dem Kongreß jeden russischen Wunsch unterstützt und seine Rolle gewissermaßen so aufgefaßt zu haben, als wenn er der vierte russische Bevollmächtigte gewesen wäre. Die kürzlich in deutscher Übersetzung veröffentlichten Aufzeichnungen des russischen Delegierten Peter Schuwalow*) bestätigen im Gegensatz zu den gehässigen Stimmen der Petersburger Presse durch das objektive Urteil des Nächstbeteiligten die rußlandfreundliche Haltung Bismarcks. Der Reichskanzler betont auch später, als die deutsch-russischen Beziehungen schon erheblich erkaltet sind, Österreich gegenüber das gute Recht Rußlands auf vorwiegender Einfluß in Bulgarien bei aller skeptischen Betrachtung der russischen „Befreiungspolitik“ auf dem Balkan, ja er will dem Zarenreich sogar die Beherrschung der Meerengen und Konstantinopels zugestehen. Noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ schreibt er: „Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und dasselbe zu verteidigen hätten.

*) Helmut Muskat: Bismarck und die Balten. Berlin 1934.

*) Berliner Monatshefte, Juli/August 1938.

Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Osterreich als Hezhund gegen russische Bosphorus-Gelüste ausgebeutet zu werden.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wenn ich österreicherischer Minister wäre, so würde ich die Russen nicht hindern, nach Konstantinopel zu gehen, aber eine Verständigung mit ihnen erst beginnen, nachdem sie den Vorstoß gemacht hätten. Die Beteiligung Osterreichs an der türkischen Erbschaft wird doch nur im Einverständnis mit Rußland geregelt werden und der österreicherische Anteil um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermutigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen. England gegenüber mag die Position des heutigen Rußland als verbessert gelten, wenn es Konstantinopel beherrscht, Osterreich und Deutschland gegenüber ist sie weniger gefährlich, so lange es in Konstantinopel steht.“ Von solchen Überlegungen führt der Weg zu dem Rückversicherungsvertrag und seinem ganz geheimen Zusatzprotokoll, in dem Deutschland die „geschichtlich erworbenen Rechte Rußlands auf der Balkanhalbinsel“ anerkennt und sich zu wohlwollender Neutralität verpflichtet, falls Rußland zur Wahrung seiner Rechte selbst die Aufgabe der Verteidigung des Zuganges zum Schwarzen Meer übernehmen müßte, ja sogar moralische und diplomatische Unterstützung für die Maßnahmen zusichert, die der Zar „für notwendig halten sollte, um den Schlüssel seines Reiches in der Hand zu behalten.“

Als im Juni 1887 der Rückversicherungsvertrag mit Rußland abgeschlossen wird, ist das ein letzter Versuch, ein sich immer gespannter gestaltendes Verhältnis wieder in die Bahnen der alten freundschaftlichen Beziehungen zurückzulenken. Auch jetzt soll Frankreich einsam bleiben und Bismarck bietet dafür Rußland über eine Neutralität hinaus den vorwiegenden, unter Umständen sogar den ausschließlichen Einfluß im ganzen slawischen Osten bis zu der durch Serbien und Rumänien begrenzten Einflusssphäre Osterreichs, im ganzen also auf allen Gebieten, „auf welchen ein deutsches Interesse der Betätigung unserer russischen Freundschaft nicht entgegensteht.“

Tiefgreifende Wirkung kann dieser geheim gehaltene Vertrag auf die in der Presse immer zügelloser zum Ausdruck kommende feindselige Stimmung breiter russischer Kreise nicht ausüben. Er zeigt immerhin, bis zu welcher Höchstgrenze an Entfugung Bismarck im Ostraum zu gehen bereit ist. Über die reale Wirkung gibt er sich dabei keiner Täuschung hin. Wohl hat er die Mißstimmung bemerkt, mit der das über alle Erwartungen große Erstarken Deutschlands nach dem Kriege von 1870/71 von Rußland aufgenommen worden ist. Mit Sorge hat er die Ausbreitung panslawistischer Gedanken beobachtet und die damit zusammenhängende deutliche Wendung gegen Deutschland nach dem in Petersburg mit Anzufriedenheit beantworteten Ergebnis des Berliner Kongresses. Im Grunde stimmt die Entwicklung, die er da sieht, mit seinen eigenen Beobachtungen aus seiner Petersburger Botschafterzeit überein, die durch die späteren Berichte deutscher Diplomaten häufig bestätigt werden. Die deutsch-russische Zusammenarbeit baut auf dem guten gegenseitigen Verhältnis der beiden Monarchen auf. Ein Nachklang der Heiligen Allianz wird hier unter ganz veränderten Umständen spürbar. Des weiteren ist diese Zusammenarbeit verantwortet in der konservativen Schicht der zum großen Teil dem baltischen Deutschtum entstammenden russischen Staatsmänner und hohen Beamten, deren Einfluß zunehmend vom aufsteigenden Liberalismus verdrängt wird. Schon in Berichten aus Petersburg stellt Bismarck fest: „Die russische Bildung“ hat unzweifelhaft Rückschritte gemacht in den etwa dreißig Jahren, seit Kaiser Nikolaus begonnen, ihr die deutsche Wurzel abzuschneiden und sie in das abgeschlossene Gebiet russischer Nationalität einzuzwingen. Seitdem wird der Mangel an wahrhaft gebildeten Elementen immer fühlbarer, die Korruption des rein russisch erzogenen Beamtenstandes ist im Steigen, und brauchbare Staatsmänner werden immer seltener . . . Es ist überraschend, wie wenig wirklich gebildete Leute, nach unserem Maßstabe, es hier in den höheren Kreisen gibt und die wenigen gehören meist der Generation der Greise und der Deutschen an. Die exklusive Überweisung

der Erziehung an das national-russische Element durch den Kaiser Nikolaus bestraft sich durch die Masse von Unwissenheit und Roheit, welche in den Sphären zu Tage tritt, aus denen die Staatsmänner hervorgehen sollen.“

In diese jüngeren russischen Kreise dringt der Liberalismus westlicher Prägung ein. Die Sympathien für das republikanische Frankreich wachsen. Abneigung gegen Deutschland setzt sich durch und im unmittelbaren Zusammenhang damit auch eine Wendung gegen das monarchistische System im eigenen Staat. Die übernationalen Kräfte der Freimaurerei und des Judentums beginnen langsam ihr Werk. Die Regierung des Zaren und die konservativen Elemente sind zu schwach oder vorerst auch nur zu wenig energisch, um die zersetzenden Gewalten einzudämmen. Der Auflösungsprozeß des alten Rußland, der schließlich in der bolschewistischen Revolution gipfelt, setzt hier ein.

Bismarck bezeichnet den Vorgang, der sich unter den Fahnen des Panislawismus vor seinen Augen vollzieht, als „slawische Revolution“. Nach dem Berliner Kongreß sieht er, wie das russische Reich in seiner auswärtigen und in seiner inneren Politik anarchischen Bewegungen verfällt. Kriegerische Tendenzen drängen sich zusammen mit revolutionären und propagandistischen in den Vordergrund. Deutschland muß auf seiner Hut sein. Bismarck hält auch jetzt noch „einen Krieg mit Rußland für das größte Übel, welches uns auf diesem Gebiete widerfahren kann, schon weil er für uns kein Kampfziel hat, als nur die Abwehr eines barbarischen Angriffs.“ Die Gesinnung des Zaren aber scheint ihm nicht mehr das wahrscheinlichste Mittel zu sein, um den Eintritt dieses Übels zu verhüten. Die Grundmauer des guten deutsch-russischen Verhältnisses wird brüchig. Natürliche, dem Raum entstammende Interessengegensätze gibt es jetzt so wenig wie früher. Das Aufkommen neuer aggressiver Ideen in Rußland hat die Gefahr heraufbeschworen. „Die russische Politik hat“, schreibt Bismarck an Kaiser Wilhelm I., „seit das Land die Folgen des Krimkrieges verwunden hat und seit gleichzeitig die panslawistische Umsturzpartei zu Einfluß gelangt ist, einen mehr und

mehr bedrohlichen Charakter für den Frieden Europas angenommen. Der Friede Europas ist seit dem Falle Napoleons von niemand als ausschließlich von dem slawophilen Rußland bedroht. Es ist, als ob Rußland unter der Leitung der slawischen Propaganda die Erbschaft des napoleonischen Cäsarismus und damit die Mission übernommen hätte, die schwarzen Punkte am Horizonte des europäischen Friedens zu bilden.“ Unter anderen Vorzeichen wird hier die herausfordernde Haltung des bolschewistischen Rußland gegenüber der übrigen Welt ebenso vorweggenommen wie das Zusammenwirken mit Frankreich zum vernichtenden Stoß gegen die deutsche Mitte Europas.

Schutz gegen eine solche offenbare Bedrohung gewähren keine zweifelhaften Verabredungen; Schutz sichert nur die eigene Stärke und der feste Zusammenschluß mit allen gleichfalls bedrohten Elementen der Ordnung und des Friedens.

Je feindseliger sich der slawische Osten gegen Deutschland einstellt, um so mehr richtet Bismarck seine Aufmerksamkeit auf die zweite Großmacht im Ostraum, auf den Habsburgerstaat Österreich, der Millionen Deutsche umschließt und selbst Jahrhunderte lang der führende Teil des alten Reiches gewesen ist. Auch Bismarck war ursprünglich von dem Gefühl deutsch-österreichischer Zusammengehörigkeit durchdrungen. Noch im Dezember 1850 erklärt er in einer Rede vor der preussischen Kammer: „Es ist eine seltene Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für einen deutschen Staat zu halten. Ich selbst erkenne in Österreich den Repräsentanten und Erben der alten deutschen Macht, die oft glorreich das deutsche Schwert geführt hat.“ Kurze Zeit darauf freilich beginnt er in Frankfurt den preussischen Weg zum Reich zu gehen, der zwangsläufig über die gewaltsame Auseinandersetzung mit Österreich führt. „Unsere Politik“, schreibt er im Jahre 1853 an Leopold von Gerlach, „hat keinen andern Erzieherplatz als Deutschland, schon unserer geographischen Verwachsenheit wegen, und gerade diesen glaubt Österreich dringend auch für sich zu gebrauchen; für beide ist kein Platz nach den Ansprüchen, die Österreich macht, also können wir uns

auf die Dauer nicht vertragen. Wir atmen einer dem anderen die Luft vor dem Munde fort, einer muß weichen oder vom andern „gewichen werden“, bis dahin müssen wir Gegner sein.“ Es wird sich zeigen, daß auf der Zeitbestimmung „bis dahin“ ein ebenso starker Ton liegt wie auf der Erkenntnis unausweichlicher Gegnerschaft.

Auf den Schlachtfeldern Böhmens wird der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland entschieden. Oesterreich bleibt vor den Grenzen des neu zusammenwachsenden Reiches. Noch unter dem Donner der Kanonen beginnt Bismarck in schweren Kämpfen mit dem König und seinem Generalstab den Grundstein für die späteren Beziehungen zwischen Preußen-Deutschland und Oesterreich zu legen. Ein Frieden des Ausgleichs soll geschlossen werden. „Wir müssen vermeiden, Oesterreich schwer zu verwunden, dauernde Bitterkeit und Revanchebedürfnis mehr als nötig zu hinterlassen, vielmehr uns die Möglichkeit, uns mit dem heutigen Gegner wieder zu befreunden, wahren und jedenfalls den österreichischen Staat als einen Stein im europäischen Schachbrett und die Erneuerung guter Beziehungen mit demselben als einen für uns offen zu haltenden Schachzug ansehen.“ Wir sehen bereits, wie er als Reichskanzler diesen österreichischen Stein neben dem russischen auf keinen Fall missen will. Schon in den siebziger Jahren wird allmählich der österreichische wichtiger als der russische. Als Bismarck im Herbst 1876 die indiscrete russische Frage beantworten muß, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn Rußland mit Oesterreich in Krieg geriete, läßt er in Petersburg erklären: „Deutschlands erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren, als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten. Wenn dies zu unserem Schmerze zwischen Rußland und Oesterreich nicht möglich sei, so könnten wir zwar ertragen, daß unsere Freunde gegeneinander Schlachten verlieren oder gewinnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde.“

Schon diese zweifelsfreie Erklärung bedeutet eine glatte Ablehnung russischer Wünsche. Drei Jahre später wird Bismarck durch die panslawistische Entwicklung in Rußland zu viel weitergehenden Schritten gezwungen. Im Bund mit Oesterreich sollen Frieden und Ordnung in Europa aufrecht erhalten werden. Wieder muß Bismarck seinen Kaiser in einem schweren Kampf, den er bis zur Androhung seines Rücktritts steigert, von der Richtigkeit seiner Stellungnahme überzeugen. Er weist darauf hin, wie er die Anlehnung an Rußland lange für die gesichrtere gehalten, wie er dann, als diese Überzeugung zu schwinden begann, lange mit aller Anstrengung und großer Schwierigkeit zu verhüten gesucht habe, daß der Kaiser die peinliche Wahl zwischen Oesterreich und Rußland treffen müßte. „Nach den Erscheinungen der letzten Wochen aber“, schreibt er am 31. August 1879, „halte ich es nicht mehr für möglich, eine Sicherstellung unserer Zukunft aufzuschieben . . . das einzige wirksame Mittel, unseren Frieden sicherzustellen, sehe ich in einem Defensivbündnis zur Wahrung desselben. Es mag vom russischen Standpunkte aus leicht erscheinen, von Warschau aus entweder Preußen oder Oesterreich anzugreifen, und Polen ist, solange beide deutsche Mächte getrennt sind, eine mächtige Angriffsposition gegen jede von ihnen. Sind sie aber einig und wehren sich gleichzeitig, so wird die Stellung mehr zu einer Sackgasse für Rußland. Meine amtliche Überzeugung geht dahin, daß wir das Bündnis nur zu schließen brauchen, um den Krieg zu verhindern. Rußland wird Frieden halten, wenn es die deutschen Mächte ohne aggressive Tendenz zur Abwehr geeint weiß: es wird aber in absehbarer Frist den Frieden brechen, wenn diese Einigung unterbleibt. Wenn Oesterreich also zu dieser Einigung, ohne daß Deutschland weitere Pflichten übernimmt, bereit ist, so würde ich es mit meinen amtlichen Pflichten und mit meinem Gewissen nicht in Übereinstimmung bringen können, wenn diese Gelegenheit, Deutschland und seinen Frieden zu decken, versäumt würde.“ In diesem Sinne allgemeiner europäischer Friedenssicherung bildet der Zweibund seit dem Jahre 1879



Paul Gebauer: Kartoffelernte

das feste Rückgrat der Ordnung im Ost-
raum.

Bismarcks Stellung zum Zweibund bewegt sich auf zwei verschiedenen Ebenen. Auf der einen, für sein Handeln bedeut-
sameren, sieht er einen nach staatlichen
Nützlichkeitsgrundsätzen geschlossenen Ver-
trag, der auf gleichen Interessen aufbaut
und keine anderen Gefühle weckt als ein
Abkommen mit irgendeinem anderen
Staat. Er kennt die innere Schwäche des
habsburgischen Völkerreiches, die es zu
einem friedlichen und defensiven Verhal-
ten zwingt. Für Habsburger Sonder-
interessen auf dem Balkan, die noch dazu
das deutsche Element schwächen würden,
werden deutsche Waffen auf keinen Fall
eingesetzt. Das Wort von der Nibelungen-
treue ist in Bismarcks Mund ebenso un-
möglich wie die dazugehörige schwächliche
Haltung seiner Nachfolger, durch die sich
die Führung der Zweibundpolitik von
Berlin nach Wien verlagert. „Es ist
natürlich“, erklärt er, „daß die Bewoh-
ner des Donaubeckens Bedürfnisse und
Pläne haben, die sich über die heutigen
Grenzen der österreichisch-ungarischen
Monarchie hinaus erstrecken. Aufgabe des
deutschen Reiches ist es aber nicht, seine
Untertanen mit Gut und Blut zur Ver-
wirklichung von nachbarlichen Wünschen
herzuleihen. Die Erhaltung der öster-
reichisch-ungarischen Monarchie als einer
unabhängigen starken Großmacht ist für
Deutschland ein Bedürfnis des Gleich-
gewichts in Europa, für das der Friede des
Landes bei eintretender Notwendigkeit
mit gutem Gewissen eingesetzt werden
kann. Man sollte sich jedoch in Wien ent-
halten, über diese Affekuranz hinaus An-
sprüche aus dem Bündnisse ableiten zu
wollen, für die es nicht geschlossen ist.“
Der Dreibund hat nach seinem abschlie-
ßenden Artikel in den „Gedanken und Er-
innerungen“ „die Bedeutung einer stra-
tegischen Stellungnahme in der euro-
päischen Politik nach Maßgabe ihrer
Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein
für jeden Wechsel haltbares ewiges Fun-
dament bildet er für alle Zukunft ebenso
wenig, wie viele frühere Tripel- und
Quadrupel-Allianzen der letzten Jahr-
hunderte und insbesondere die Heilige
Allianz und der Deutsche Bund. Er dispen-
siert nicht von dem *toujours en vedette*.“

Neben diesen kühlen realpolitischen Er-
wägungen treten bei Bismarck aber auch
Gefühlsmomente hervor, die das Ver-
hältnis zwischen Deutschland und Öster-
reich aus der Sphäre der nüchter-
nen Staatsverträge heraus auf eine
Ebene deutsch-nationaler Empfindun-
gen heben. Des Kanzlers staatliches
Denken überwiegt immerhin so, daß er
bei aller Erkenntnis der Widersinnig-
keiten des habsburgischen Nationalitäten-
gemischs noch in seiner Reichstagsrede
vom 6. Februar 1888 ausruft: „Man
kann sich Österreich nicht wegdenken: ein
Staat wie Österreich verschwindet nicht.“
Schon vor Nikolsburg hat er gefragt, was
an die Stelle Europas gesetzt werden
solle, die vom österreichischen Staat von
Tirol bis zur Bukowina ausgefüllt wird,
und er will darauf geantwortet haben:
„Neue Bildungen auf dieser Fläche könn-
ten nur dauernd revolutionärer Natur
sein. Deutsch-Österreich könnten wir weder
ganz noch teilweise brauchen, eine Stär-
kung des preussischen Staates durch Er-
werbung von Provinzen wie Öster-
reichisch-Schlesien und Stücken von Böh-
men nicht gewinnen, eine Verschmelzung
des deutschen Österreichs mit Preußen
würde nicht erfolgen, Wien als ein Zube-
hör von Berlin aus nicht zu regieren sein.“

Richtet er hier eine scharfe Absage
an großdeutsche Ideen, so muß sich Bis-
marck doch auch vom realpolitischen Ge-
sichtspunkte her sagen, daß nicht die
Habsburger und erst recht nicht die
vielen fremden Nationalitäten in der
Donaumonarchie die geistigen Träger des
Bündnisses mit Deutschland sein werden,
sondern daß dieser Bund in den Herzen
der Deutschen Österreichs verankert
werden wird. Im Anschluß an solche
Überlegungen erwacht in Bismarck die
Erinnerung an seine eigenen großdeut-
schen Gefühle vor dem Jahre 1850. Be-
stärkt wird sie durch die tiefen Eindrücke,
die er im September 1879 während der
Bündnisverhandlungen auf der langen
Fahrt von Gastein über Salzburg und
Linz nach Wien empfängt. Hier erkennt
er an der Haltung der Menschen, daß er
nur eine staatliche Grenze überschritten
hat, aber sich weiter auf rein deutschem
Gebiet, auf dem Boden der alten deut-
schen Ostmark unter deutscher Bevölke-

rung befindet. In Linz ist die Masse so groß und ihre Stimmung so erregt, daß er aus Besorgnis, in Wiener Kreisen Mißverständnisse zu erregen, auf keine der wohlwollenden Kundgebungen reagiert, die Vorhänge am Fenster seines Wagens vorzieht und abfährt, ohne sich gezeigt zu haben. Noch größere Begeisterung grüßt ihn in Wien. „Alle diese Erscheinungen waren der unzweideutige Ausdruck des Wunsches der Bevölkerung der Hauptstadt und der durchreisenden deutschen Provinzen, eine enge Freundschaft mit dem neuen deutschen Reiche als Signatur der Zukunft beider Großmächte sich bilden zu sehen. Daß dieselben Sympathien im Deutschen Reiche... der Blutsverwandtschaft entgegenkamen, war mir nicht zweifelhaft. Die angeblich konfessionellen Kämpfe des dreißigjährigen Kriegs, die einfach politischen des siebenjährigen und die diplomatischen Rivalitäten vom Tode Friedrichs des Großen bis 1866 hatten das Gefühl dieser Verwandtschaft nicht erstickt, so sehr sonst der Deutsche auch geneigt ist, den Landsmann . . . mit mehr Eifer zu bekämpfen als den Ausländer. Es ist möglich, daß der slawische Keil, durch den in Gestalt der Tschechen die urdeutsche Bevölkerung der österreichischen Stammländer von den nordwestlichen Landsleuten getrennt ist, die Wirkungen, die nachbarliche Reibungen auf Deutsche gleichen Stammes, aber verschiedener dynastischer Angehörigkeit, auszuüben pflegen, abgeschwächt und das germanische Gefühl der Deutsch-Österreicher gekräftigt hat, das durch den Schutt, den historische Kämpfe hinterlassen, wohl verdeckt, aber nicht erstickt worden ist.“

Manche seiner bisherigen Handlungen erscheinen Bismarck nun in neuer, großdeutsch-nationaler Beleuchtung. Er habe schon bei den Friedensverhandlungen in Nikolsburg 1866 der „tausendjährigen Gemeinsamkeit der gesamtdeutschen Geschichte“ gegenüber das Gefühl gehabt, daß für die Verbindung, welche damals zur Reform der deutschen Verfassung zerstört werden mußte, früher oder später ein Ersatz zu beschaffen sein werde. Immer wieder tauchen in den Berichten an Wilhelm I. wirkungsvolle Hinweise auf Österreichs Deutschtum auf, vielleicht

etwas überspitzt, weil für die Stimmung des Kaisers berechnet, aber doch höchst bedeutsam aus Bismarcks Mund. „Österreich ist sicherer, weil das Volk für das Bündnis ist“ und ein anderes Mal noch eindrucksvoller: Ich gestatte mir, „mit Bezugnahme auf die nationalen Empfindungen im gesamten deutschen Reiche noch auf die geschichtliche Tatsache ehrfurchtsvoll hinzuweisen, daß „das deutsche Vaterland“ nach tausendjähriger Tradition sich auch an der Donau, in Steiermark und in Tirol noch wiederfindet, in Moskau und Petersburg aber nicht.“ Im gleichen Sinne erklärt der Kanzler noch viele Jahre später, nach seinem Scheiden aus dem Amt in einer Ansprache am 10. Juli 1892:

„Ich rechne unser heute bestehendes Bündnis mit Österreich-Ungarn zu denjenigen Reichsinstitutionen, an denen uns allen liegt und die wir alle zu pflegen entschlossen sind. Es ist eine alte geschichtliche Tradition: wir haben seit Jahrhunderten mit Österreich-Ungarn zu demselben Reich gehört. Es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfnis der modernen Politik.“

Der Bund, von dem Bismarck hier spricht, ist viel mehr ein Bund mit den deutschen Brüdern in südöstlicher Grenzmark als mit dem künstlichen Staatsgebilde der Habsburger. Er erweitert ihn nach Süden und Osten, schließt den Dreibund mit Italien, zieht Rumänien heran und fördert bei jeder Gelegenheit die herzlichen Beziehungen zu den Ungarn. Er erwägt darüber hinaus, auch die Politik Serbiens und der Türkei in feste friedliche Bahnen zu lenken. In großen Anrissen hebt sich hier die Planung einer vorschauenden deutschen Ostpolitik ab. Kristallisationspunkt ist der feste, alle Deutschen umfassende germanische Block der europäischen Mitte, nach Süden hin ergänzt durch das freundschaftliche Verhältnis zu Italien, mit dem Willen zu ruhiger ausbauender politischer und wirtschaftlicher Entwicklung auf dem weiten Vorfeld im Südosten, vor allem aber als fester Schutzwall gegen ein unberechenbar feindseliges Rußland und damit als unentbehrlicher Hort des Friedens in Europa.

Paul Gebauer
Maler und Bauer

1918! Kriegsende! Alles ging drunter und drüber! Kunst? Ja wer fragte denn nach Kunst? Und ich hatte auch selbst das Gefühl von etwas Überflüssigem, wenn ich an meine Malerei dachte. Und nach kurzem Für und Wider, war für mich die Entscheidung gefallen: ich lernte Bauer auf meines Vaters Hofe.

Du lieber Himmel, was hat denn so ein Malerlein für eine Vorstellung von

Arbeit und noch dazu von Bauernarbeit, von wirklicher, echter, harter und schwerer Bauernarbeit, die sich nicht umgehen und auch nicht erleichtern läßt, bei der einem niemand helfen kann und die sich auch auf keine Weise schneller erledigen läßt. Jedes Ding braucht eben seine Zeit. Und lang ist so ein Bauerntag, viel länger als der Tag irgendeines anderen. Schwierigkeiten müssen erst gedrückt werden und der



Paul Gebauer: Die um mich

ganze Mensch muß so hart werden, bis er alles leicht und spielend tut. Dies dauert viel länger als man glaubt. In diesen Tagen blieb mir nicht viel Zeit zum Nachdenken und schwer wie ein Sack fiel ich abends in mein Bett und schlief wie nie in meinem Leben. Ich wunderte mich nicht mehr, daß mancher Landsmann die Schönheiten kaum sah, die überreich sich offenbarten, wie mancher Vogelfang ganz ungehört verklang und Wolfenspiel und laue Lüfte vorüberzogen, ungesehen, kaum gefühlt.

Doch durch die Arbeit kam allmählich die körperliche Erstarkung. Müdigkeit wurde immer seltener und ich fing auch wieder an, neben schwerster Arbeit die größten Schönheiten zu sehen, und das drängte mich auch immer mehr, selbst wieder schöpferisch zu werden. Manch Vorbild kam in meine Erinnerung, daneben stellten sich alle meine eigenen Ideen, und ich malte und zeichnete auf einmal, ohne daß es mir recht bewußt wurde. Zuerst mehr schüchtern, als wenn es Sünde an meiner Bauernarbeit wäre, doch bald war mir die eine so wichtig wie die andere. Jahrelang gingen beide Arbeiten so Hand in Hand. Berge häuften sich von Skizzen und Studien.

Bald malte ich Pferde bei der Aderung, indem ich eine kurze Furche adern ließ. Mit der leichten Holzstaffelei bezog ich einen festen Standplatz in der Mitte dieser Furche, und wendete mich bald nach dieser, bald nach der anderen Seite den ankommenden Pferden zu und studierte und malte. Je tiefer die Aderung, desto interessanter die Darstellung: die weitvorgeneigten Körper der Pferde, die ganz schief eingestemmt Standbeine, die leicht nach oben gekrümmten Rücken und ein selbstverständlicher Parallelismus in der Bewegung zur Erleichterung des Zuges vereinten sich zu schönster Harmonie. Das Pferd ist ja der stete Begleiter des Bauern bei seiner Arbeit. Überall sind sie dabei und waren mir immer willige Modelle.

Mäher habe ich aber am öftesten gemalt während ihrer Arbeit. Während der Heuernte, die ja dem Abmähen der Wiesen auf dem Fuße folgt, mußte ich mich immer mit meinen Studien besonders beeilen. Wenn gutes Wetter ist,

sind die Wiesen so schnell abgeräumt, daß fast gar keine Zeit bleibt zum Malen. Und wie schön sind die silbergraugrünen Heuschöber, in Reih und Glied auf dem bereits nachwachsenden frisch hellgrünen Wiesenteppich. Wie rasch wird das Arbeitstempo, wenn drohend eine Gewitterwolke vom Horizonte aufsteigt. Im Nu ist der ganze Himmel schwarz, der erste Donner grollt und schon fallen die ersten Regentropfen. Und ich laufe mit meinem halbfertigen Bild in der Luftlinie nach Hause, gerade ins größte Unwetter hinein. Naß bis auf die Haut komme ich mit dem noch nasserem Jammerlappen von einem Bild endlich ins Trockene. Wenn es gut geht, scheint auch gleich wieder die Sonne und ein großer Regenbogen spannt sich versöhnend über die erregten Gemüter. Wird aber ein Landregen aus dem Gewitter, der nicht nur die Arbeit verzögert, sondern das Heu verderben läßt, dann wird wohl viel gebrummt und geschimpft, obwohl jeder auch im Hause genug zu tun hat. Ich benütze immer solche Verderber, um auf meinem Schreibtisch wieder einmal gründlich reinzumachen, Briefe zu erledigen oder auch Bilder für eine Ausstellung zu verpacken. Wenn das Wetter wieder schön wird, ist zu diesen Arbeiten ohnehin keine Zeit.

Und das Wetter wird ja wieder schön und es geht immer mehr auf den Sommer los. Schon werden die Kornfelder ganz licht und es hat noch soviel Arbeit, die vor der Getreideernte werden muß. Das Getreide hat es eilig und reift in dieser Zeit auch über Nacht.

Man hört die Sensen klirren — schon stehen die ersten Kornpuppen. Jetzt lasse ich wohl die Staffelei am besten gleich am Felde. In einer Kornpuppe ist sie gut aufgehoben!

Die Sennenmänner sind auch wieder alle da und wir mähen und malen, denn es ist Ernte.

Ich male die Mäher. Wie oft habe ich dieselben Männer schon gemalt. Jeder hat seine ganz eigene Haltung und Bewegung. Die Getreidemäher habe ich immer von rückwärts oder von rechts seitlich gemalt, da von vorn und links seitlich, fast die ganze Figur von dem stehenden Getreide verdeckt wird. Wenn mehrere Mäher mähen, verstärkt sich die



Paul Gebauer: Vater und Sohn

Wirkung durch die parallele Bewegung und durch den Gleichtakt des Mähens. Bei den Getreidemähern ist die Darstellung noch reichhaltiger als bei den Weizenmähern, da das Getreide gleich abgerafft, gebunden und aufgestellt wird.

Zum genaueren Studium muß die Arbeiterin manchmal in der gebückten Haltung etwas länger verharren, wenn ich sie male. Darüber ist sie nicht erbaut und mault, daß sie zurückbleibt und den anderen nicht nachkommt.

Eine Leutegruppe male ich während der Vesper. Diese mußten eine volle

Stunde mit Begeisterung länger essen als sonst, weil es mit dem Malen nicht so recht vorwärts ging.

Auch die fertig aufgestellten Reihen der Getreidepuppen werden gemalt und ergeben ein sehr schönes Bild, wie sie sich parallel nebeneinander den ganzen Bewegungen des weit hinauslaufenden Feldes anpassen und schließlich hinter dem Horizont untertauchen. Gerste rechen, Hafer binden, Weizen einfahren. Bald weht der Wind über leere Stoppelfelder.

Die braunen Ader geben der Landschaft ein herbstliches Gepräge. Oft gibt es bei

uns in Schlesien einen besonders schönen Herbst: „der schlesische Herbst.“ Milder Sonnenschein überglänzt die braungoldenen Äcker und die hellgrünen Winter-saaten. Die Bäume prangen im schönsten zitronengelben, goldenen und feurig rotem Gewande. In diese Zeit fällt auch die Kartoffelernte. Viele Hände möchte ich haben, all dies in Bilde festzuhalten.

Meistens werden aber die Tage schon kühler und immer kürzer. Nebel und Regen sind ihre häufigsten Begleiter. Dies ist die Zeit des Beginnens meiner Werkstättenarbeit.

Der Winter, die Freizeit des Bauern, ist für mich die angestrengteste, aber auch zugleich fruchtbarste Auswertung der Ergebnisse des Jahres mit den ewig wiederkehrenden Stoffen: Vater und Sohn, Mutter und Kind, Familie, Ackermann, Sämann und Mäher und all die Menschen mit ihren Schicksalen. Ich wohne und lebe mit diesen Menschen in meinem Dorfe, mitten in den schmalen Feldern, die über Hügel laufen und weite Bogen um die bewaldeten Ruppen ziehen. Waldreich schließt sich rund herum der Horizont.

Brot.

Aus Ackerkrume steigt Halm um Halm
in Frühlingsluft und Sommerglast
Auch fallender Nebel und ziehender Qualm
sind auf dem Felde Gast.

Kraft aus der Erde und Kraft aus der Luft,
sie ziehen, o Wunder, ins grünende Korn.
Und wo noch heute die Lerche ruft,
schreit morgen des Donners Jörn.

Als einst über das Feld hinging der Pflug,
da war die Arbeit wie ein Gebet.
Und wo ein Korn in den Boden schlug,
es zehnfach neu aufersteht.

Es nahm das Feld den Segen, das Glück,
die Schönheit, den Schweiß, die Hoffnung, die Not.
Es nahm. Und gibt doch wieder zurück
den Menschen alles, vergift kein Stück,
Und gibt uns das Brot.

Gottfried Rothacker

Konradin

Ein deutsches Königsdrama
von Gottfried Kothacker

Turmzimmer am Hofe Ludwigs von Baiern in Donaunöörth.

Konradin (am Fenster stehend):

Welch schöner Tag! Wie strahlt die Sonne nieder
nach Wochen trostlos grauer Nebeltage!
Wie ist die Erde schön, die deutsche Erde,
die jetzt mein Herz mit einem Blick umfaßt.
Ein goldner Becher, voll des edelsten
Getränks, an den sich tausend durstige Lippen
hängen, von dem Trank zu schlürfen,
den ihnen Gottes Huld als bietet,
so liegt das Land vor mir, ein Bild des Friedens
und schenkender Glückseligkeit.

Ein Bild

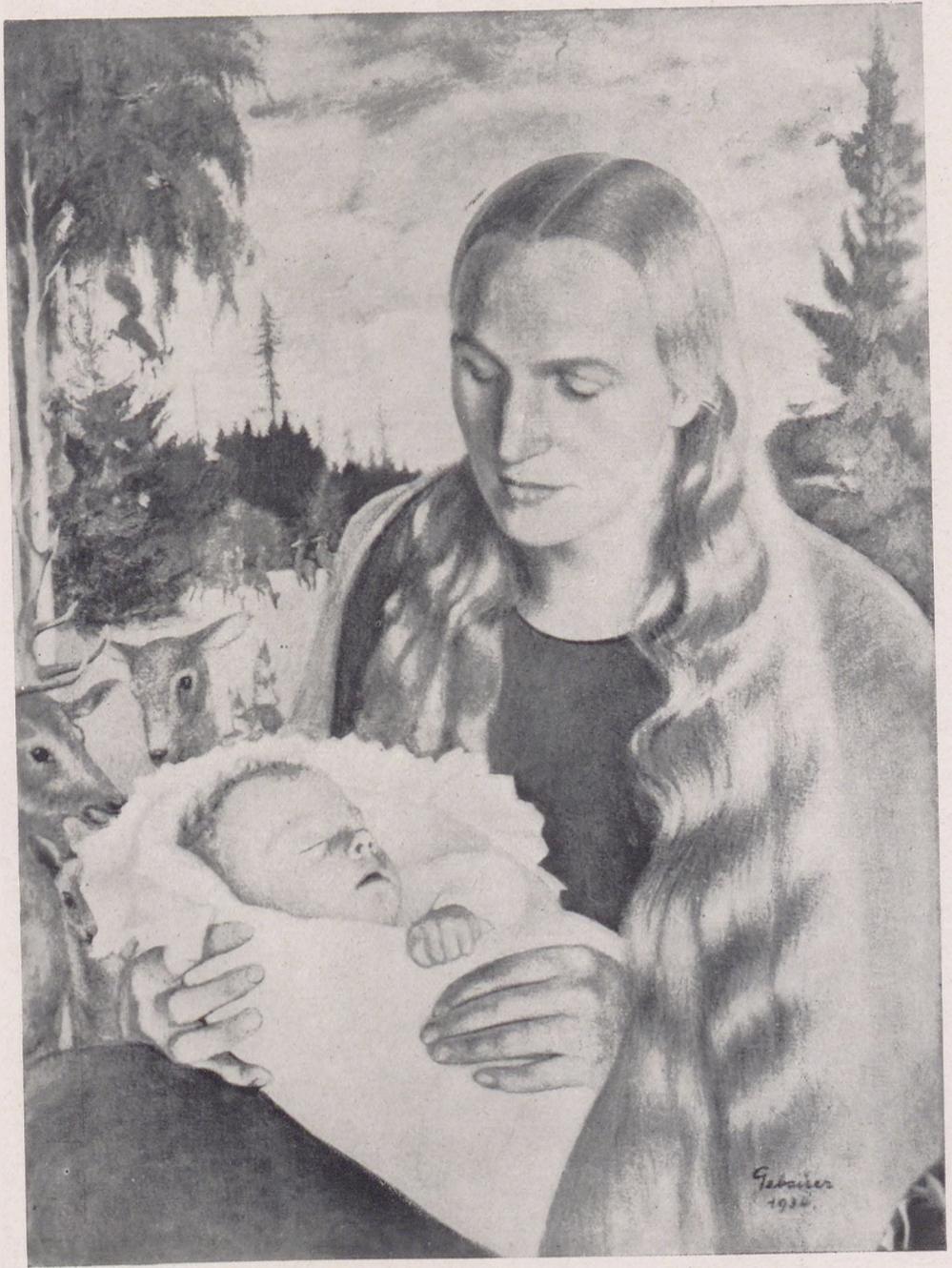
des Friedens, ja, solange Berg und Thal,
die weiten überwaldeten Gebirge,
die dort im sommerlichen Blau verdämmern,
die grünen Fluren, sonnenpiegelnde
Gewässer, allein sind mit sich selbst
und mit der stillen Kraft des Wachstums und
Gedeihens. Gottes heittrer Atem weht
mit wunderbarer Weihe aus dem Werke
des unberührten, guten Schöpferwillens.
Der erste Mensch jedoch, der die Natur
mit seinem Schritt entweiht, zerstört den Frieden.
Er trägt im Herzen ewige Unrast mit sich,
die Angst erfüllt ihn, etwas zu verlieren;
und die Begierde, neues zu gewinnen.
Er wendet seinen Blick nach allen Seiten,
späht nach dem Vorteil, der sich etwa bietet
und fürchtet lauernd manchen Hinterhalt.
Die Flur, noch eben ganz sich überlassen,
bewertet er nach möglichem Ertrag,
den Fluß, der eben noch die Sonne spiegelte,
durchspäht er forschend nach verborgner Beute.
Und dann, als wäre ihm die Erde nicht genug,
kehrt seinen Blick er auf zum Himmel,
prüft Wind und Wolken, flucht der heitern Bläue,
weil sie ihm nicht zu Willen ist, und er
sich Regen wünscht. Erbittert ist er, wenn
die Schöpfung ihm nicht stets gefügig ist.
Das ist der Mensch, ein lautgewordnes Werkzeug
des Widerspruchs aus Nöten und

Bequemlichkeiten, wandelnde Anflage
der Unzufriedenheit.
Je nun. Was weiter?

(Er setzt sich nieder.)

Doch heut ist Sonntag. Gerne sagt ich,
der Mensch ist gut.
Und ich bin gerne Mensch.
Wie oft such ich in den wirren Gängen
der Seele mich zurecht zu finden,
und doch wie oft steh ich am gähen Abgrund,
aus dem Kälte unverstandener
Geheimnisse mich anweht. Wend den Blick
davon, Konrad! Wend deinen Blick davon!
Eh dich die Tiefe lockt, hinein zu springen.
Es ist nicht gut, mit jungen Augen in
die Nacht zu starren, wenn ein heller Tag
auf anderer Seite sich der Seele offenbart.
Was soll das endlose Bergrübeln und
Hindämmern deiner Tage, die so flüchtig
und doch so langsam dir verrinnen? Was
soll dieses alles, diese tiefe Schau,
die in den Dingen sich ein zweites immer
noch findet, ein Nichtseiendes und dennoch
ein Wirkendes, Gedanke nur und doch
nicht blauer Dunst, den du mit einer einzigen
Bewegung deiner Hand verscheuchen könntest?
Was soll das alles, was du dir erweckst,
was nur lebendig ist durch dich, und dennoch
ringt es mit dir und du wirst niemals
fertig mit ihm? Es steigt aus allen Tiefen,
wenn du dich schauernd auch von ihnen wendest,
ein ander Wesen, ringt sich aus den Schatten
des grauenvollen Abgrunds los und faßt dich
an deinen Schultern, kehrt dich wieder um
und zwingt dich, deine Augen ihm zu öffnen.
Es steht dir gegenüber, so wie jetzt
das Licht des Tages machtvoll überdämmernd,
alles versinkt um dich, Tag, Sonne, Leben,
Freund, Mutter, Oheim, liebe Menschen,
das Blau des Himmels und das Grün der Berge,
und nichts ist da, nicht Welt, nicht Zeit, nicht Schall.
Nur dieses Eine steht und lebt und atmet,
faßt dich mit seinen Händen an, und sieht
mit seinen Augen in den Strahl der deinen.
Vor diesem Blick verblaßt alles ringsum
und es erwacht von diesem einen Griff
so grenzenlose Einsamkeit um dich,
als wärest du ein Anfang und ein Ende.
Wer ist es? Oder Was? Ein Mensch? Ein Ding?
Ein drittes, dessen Namen du nicht kennst?
Ist es ein Schicksal? Ist es das Schicksal?
Dein Los, deine Vorherbestimmung, ein Ruf
der Zukunft oder Schatten der Vergangenheit?

(Kurze Pause.)



Paul Gebauer: Schlesische Legende

Fasse dich, Konrad, sammle deinen Geist,
der weit umschweifend dich zu überfluten
sich anschießt wie das Meer der Ewigkeit.
Fasß deinen Geist und dränge ihn zusammen
in diesen Körper deines engen Leibes,
und stelle dich dem unnenmbaren Wesen
entgegen, schleudere ihm die Gluten deiner Seele
ins kalte, unsichtbare Angesicht
und frage, frage, frage: Wer bist du?

(Stehend mit vorgereckten Armen.)

Jetzt stehn wir Aug in Auge gegenüber,
du Geist, du Schatten, Ahnung, du Geheimnis,
hebst deine Hände, wie ich meine hebe,
dein Auge brennt, so wie das meine brennt,
dein Blick durchschauert dich, wie meiner dich
durchbohrt, jetzt öffnest du den Mund, du sprichst — —
du sprichst — — so sprich doch, daß ich dich vernehme! —

(Verzweifelt.)

Ich höre nichts! Unhörbar fallen deine Worte
von deinen Lippen. Deine Augen, oh,
verlöschen langsam in den Tag, — die Hand,
mit der du eben meine Hand berührtest,
verschwindet mit dir selbst — —, ein leeres Nichts,
ein haltlos unfaßbares leeres Nichts
starrt mir in tödlicher Trostlosigkeit entgegen.
Nichts fühl ich mehr als nur den Druck der Kette,
die meine ärmliche Begrenztheit an
das ewig Grenzenlose schmiedet.
Ich rede noch, bewege meine Glieder,
als wäre ich ein Kind, das einem Traum entflieht,
der eben noch die kleine Brust beengte,
der ihm die Tränen aus den Augen quälte,
so daß sie rammen, unaufhaltsam, über
die schmalen Kinderwangen. Selbst der Mutter
angstvolle, seelensgute Hand kann sie
nicht stillen.

Nützt es was, wenn ich mir nun
mich zu ermuntern, meine Finger presse,
da ich nicht schlief, und also nicht erwachte?
Wach bin ich!

Tag ist's!

Heller Tag!

Nicht Nacht!! (Plötzlich nur flüsternd.)
Wär es ein Traum, ich betete zu Gott,
daß er mich niemals schlafen ließe.

(Wieder lauter, wie ohne Überlegung.)

Ganz wach bin ich! Und lachen kann ich auch!
Ich lach, als wäre ich ein Narr. Und wahrlich,
ich wär ein Narr, ein guter, stillvergnügter,
mit sich und aller Welt zufriedner Narr,
glücklich zu preisen in dem heitren Loß,
wenn hinter mir nichts läge und nichts vor mir.

(Nach einer kurzen Pause, langsam, vom Grauen durchschütttert.)

So aber tappt mein Geist mit bangen Schritten
aus einer Stunde in die andere hinein,
und ich steh da — — — — und rede mit mir selber.

(Er reißt sich zusammen und lehnt sich ins Fenster.)

Nichts mehr davon! Sonst werd ich ganz verwirrt!
Wenn es vorübergeht, ich halt's nicht auf.
Nichts mehr von Menschen, nichts mehr von mir selber!
Ach wer das könnte! — — Glücklich wäre der.
So aber kehrt der Kreis in sich zurück
und ich bin Mittelpunkt und dreh mich um
mich selber.

Bin ich nicht ein Kind?

Ein Knabe?

Kaum sechzehn Jahre alt, dem Lehrer nicht
entwachsen?

Aber nur der Leib ist jung.

Mein Geist ist alt
wie mein Geschlecht.

Ist das ein Segen? Oder ist's ein Fluch?

Nicht einmal bin ich im klaren mir,
wie erst dann werd ich fertig mit dem andern?

Ich bin so wenig! Und mir bleibt so viel
zu tun!

Ich bin ein Erbe ohne Erbgut.

Denn in dem Riesenbau des Reichs der Väter
bin ich ein Fremdling noch. Kein Stein ist mein.

Ein Erbe hinterlassen ist nicht schwer;

es anzutreten und es auszuüben,

das ist die Kunst, die man nicht lernen kann.

(Er macht ein paar Schritte und bleibt dann wieder stehen.)

Des Deutschen Reiches König nenn ich mich,
weil mir die Krone hinterblieb vom Bruder.

Wo ist das Reich?

Halt ich es in der Hand?

Zerstückt, zerteilt, — vielfältig auseinander
gerissen, widerstrebend jeder Teil
dem andern, ist das Reich!

Verwesen und

verwalten kann das Reich, wem es beliebt,
in meinem Namen, mit dem Recht geschmückt,
das mich ohnmächtig macht und übergeht.

Landfremd im eignen Land, ein armer Bettler
vor einer Thür, die mein Besitztum vor
mir fest verschließt.

Und jede Gabe

ein Hohn!

und jeder Trost ein Spott!

Und ich

steh da, demütig, — stumm, — bedacht auf Dankesworte, —
in einen Winkel hingestellt wie ein
unartig Kind.

Geduldet!

Gerade noch gelitten! Scheelen Blicks betrachtet:

Wie? Du bist noch da? (Er lacht lange und bitter auf.)

Ein deutscher König bin ich!
Ein deutscher König!
Niemand verwehrt es mir,
wenn ich in diesem Raum mich König nenne,
wenn ich mich selbst verspottete statt der andern.

(Wieder ans Fenster tretend.)

Wenn ich von diesem Lugaus auf die Donau
hinuntersehe, meines Reiches Strom,

(An seinen Tisch tretend, mit lebhaften Bewegungen.)

Wenn ich den Tisch zu meinem Fürsten mache,
den Stuhl, der immer quiekt, wenn eins sich drauffsetzt,
zum Erzbischof, den Kasten dort, den alten
und wurmgestochnen zum Markgrafen mir ernennete!
Welche Herrlichkeit des Reichs
in diesem Raum!

(Er geht einmal schnell auf und ab, wie um sich zu beruhigen.
Dann tritt er wieder an den Tisch.)

Da liegt Papier und Kiel
und Tinte.

Hinderts wer, wenn ich den Stoc,
der dort im Winkel steht, zum Kanzler machte,
und ich sagte: Setzt euch, nehmt den Kiel und schreibt!
Wir, Konradin, von Gottes heiligen Gnaden
in Deutschland König, Mehrer unsres Reiches,
auch König von Jerusalem und andern,
gebiete allen den geliebten Fürsten,
ehrwürdigen Erzbischöfen und Bischöfen,
den Herzögen, Markgrafen, Grafen und
Baronen, den Schultheißen, Ministerialen
und jeglichen Beamten in dem Reich,
die dieses Schreiben sehn und lesen — — —. Kanzler,
seid Ihr soweit? Ich seh, Ihr seid gehorsam.
Ihr schreibt, was immer ich diktire!

(Sich in Hitze redend.)

Ihr seid ein Stoc, mein Kanzler, dumm und stumm,
vertrocknet, ausgedorrt, nicht Saft und Kraft
habt Ihr in Euch! Und macht mich doch zum Popanz!
Was nehmt Ihr nicht den Kiel, den tropfenden,
und werft ihn fluchend vor die Füße mir:
Da, Konradin, von Gottes Gnaden König,
schreib deine Narreteien selber auf! —
Gut, Kanzler, geht! Ihr seid in Huld entlassen.
Ich seh, ich muß mich ohne Euch behelfen.

(Immer zornmütiger.)

Und ihr da, Erzbischof von Mainz, von Augsburg,
von Magdeburg, ganz gleich, von wo Ihr seid:
Wie habt Ihrs mit den Bullen Eurer Päpste?
Von Innozenz, von Alexander, Klemens, oder wie?
Den einzigen, von Köln, der liegt erschlagen,
weil er das Deutsche Reich verweste nach
Gerechtigkeit und mit lauterer Seele. Aber

Ihr andern alle,
Ihr seid den Deutschen Feind!
Ihr richtet Euer Tun, wie's Euch beliebt,
dem Reich zum Schaden, Christi Wort entgegen.
Ihr schielet nach Rom und tretet mich mit Füßen.
Baut' ich auf Euch, so wär ich schon verraten,
noch ich eine Hand als König rührte.
Ob da, ob dort, Ihr seid Euch immer gleich:

(Nach kurzem Besinnen.)

Vergesse ich, wie ich Euch schätzen soll,
dann denk ich nur an meines Vaters Grab,
das schon am Tage der Beerdigung
verwüftet ward im Dome zu Messina.
Da gibt es keine Brücke zwischen uns,
die uns verbinden könnte je. Denn staufisch
und römisch ist wie Feuerzglut und Wasser.
Gott selbst hat beide streng geschieden, wie
soll dann der Mensch die beiden sich versöhnen?

(Er geht wieder hin und her und redet mit verhöhneter Wichtigkeit.)

Und dann die Fürsten? Diese vielen Fürsten!
Nach Ehren hungrig, aber nicht nach Ehre.
Des Lands bedürftig, aber nicht des Reichs.
Sich viele Knechte untertänig machend,
aber nicht einen einz'gen Herrn. Neidisch sich
um jeden Brocken zankend, Stück um Stück
sich kaufend und erkämpfend, raubend und
mißgönnend, aber von dem guten Ganzen
nichts wissend, und nichts wissen wollend; oh
die Fürsten, weil sie keinen König brauchen,
drum wählen sie sich Könige ganz nach
Belieben, den bald und bald den, um unter
dem Jank der auserwählten Schwächlinge
sich unbehindert leichter anzureichern.
Und so ist Deutschland jetzt ein Trümmerhaufen,
auf dem Europas Abenteuerer ihre
Geltüste ungestraft befriedigen.
Ein Trümmerhaufen, der den Totengräber
als den Gärtner braucht. Das ist
das große Erbe und das Reich,
in dem ich fremd bin und ein König sein soll.
Die Königskrone ging in Scherben und
die Fürsten, groß und kleine, schmücken sich
mit ihnen, unverständig, blöde Prahler.
Nun heißt es: Konrad, leime sie zusammen,
sei Goldschmied, Schreiner, Maurer, Zimmermeister,
schmiede aus Splittern eine neue Krone,
errichte aus den Trümmern einen Bau!
Und was in fünfzehn Jahren niederstürzte,
das richt in einem Jahre wieder auf!
Ein solcher König, schlimmer dran
als jeder Bauer. Was ich wurde mit
der Zeit?

Was denn?

Sags doch frei heraus!

(Mit quälender Bitterkeit.)

Der Hinterlasse eines deutschen Fürsten.

Nicht mehr, nicht weniger,

So soll ich leben?

(Nach einer langen Pause.)

Wenn ich das Denken mir verbieten könnte.

Nicht einmal das vermag ich!

(Er setzt sich an den Tisch und nimmt ein Buch zur Hand.)

O so will ich

in meine Bücher mich vergraben und
mir eine Welt erbaun aus Worten und
Gedanken, die, aus tausend fremden Köpfen
entsprossen, doch zu meiner Welt sich rundet,
in der, wer König ist, am besten dient.

Spruch.

Besegnet sei, was in dir drängt
nach dem, was in den Sternen hängt,
was dir von ferne lachte.

Und recht gedeutet sei dein Los:
Die Gabe, die dir in den Schoß
der Zufall wirft, verachte!

Nur was du kühn mit eigener Hand
an dich gerissen hast im Brand
des großen Augenblickes,
das sei dein Stolz und sei dein Gut
sei dein Besitz und neue Glut
zur Schmiede deines Glückes.

Gottfried Rothacker

Michail, der Bär

Erzählung
von Ottfried Graf Finkenstein

Als Michail Stefanowitsch die Heimat verließ, um zu den Soldaten zu gehen, war es Herbst. Auf dem großen Fluß schwammen die silbernen Blätter der Pappeln, daß es ausah wie an Frühlingsabenden, wenn die Schwärme der kleinen Weißfische vor den großen Räubern an die Oberfläche flüchten. Es war aber schon bitterkalt, und die Sonne hatte jenen harten, gelben Schein, der später ins Rote geht und den Winterhimmel von innen her zu beleuchten scheint. —

Sie saßen also zusammen am Fluß, Michail, den sie den „Bären“ nannten, weil er, ein Ungetüm an Kraft, selten mehr als ein Brummen von sich gab, und Nulja, die „Feder“, der es Spaß machte, sich bisweilen auf seinem Arm wie ein kleines Kind herumtragen zu lassen. Da sie zart und zerbrechlich war, hatte keiner der andren Burschen sie haben wollen, — für den gutmütigen Michail war sie aber gut genug. Er galt als ein bißchen dumm, und als dritter Sohn hatte er sowieso keine Ansprüche zu stellen. —

Wie nun der große Fluß mit seiner silbernen Decke an ihnen vorbeizog, schickte Nulja ihre Augen hinter einem der Blätter-schiffchen her. Sie sah es munter dahintreiben, immer gradeaus, bis es an den Strudel der Wune kam. Dort war schon ein ganzer Teppich von Blättern zusammengekommen, die sich nun in der Runde drehten und wie Ameisen durcheinander und übereinander drängten. Eine Weile konnte sich Nuljas Schiffchen oben halten. Dann fing es an zu zittern, es schwankte, und war plötzlich in dem schwarzen Schlund des Strudels verschwunden.

Die „Feder“ drängte sich näher an Michails gewölbte Brust, sie steckte ihren Kopf tiefer in die Höhle seines Arms,

in der sie zu ruhen pflegte. Ihre helle Stimme klang wie das Klagen einer Oskarina über dem tiefen Grundton des Flusses, als sie sagte:

„Wird mein Bärchen in der großen Stadt immer gradeaus sehen? Sicher wird er sich verlieren unter den vielen Seelen, er wird in die Runde laufen und nie mehr den Weg zurückfinden. Und seine Nulja wird vergeblich auf das Wasser sehen, das ihn fortgetragen hat. Sie wird weinen, aber ihre Tränen werden nicht zu ihm kommen, denn der Strom wird sie verschlucken noch vor der nächsten Biegung.“

Der „Bär“ brumnte etwas Unverständliches vor sich hin und drückte seinen Arm fester um ihren Körper, das war alles.

Aber Nulja war noch nicht zufrieden. Sie klagte weiter, und der Abendwind griff ihre Worte auf und trug sie über den Fluß.

„Sicher werden sich alle Frauen nach dir umsehen, denn du bist groß und stark und dort im Westen sind sie alle klein und haben nicht mehr Kraft als eine Wanze. Du aber wirfst deine Feder ver-gessen.“

Michail dachte nicht viel an die Zukunft, aber er fand es nicht gut, daß das Mädchen so redete und versuchte, ihn traurig zu machen. Deshalb zog er sie noch fester an sich, bis sie leise aufschrie.

Dieser kleine Schrei war im allgemeinen ihr Zeichen, daß nun genug geredet sei, und Michail war deshalb nicht wenig erstaunt, daß Nulja, bevor sie die Arme um seinen Hals legte, noch einmal anfang:

„Wenn du in der Stadt bist, mußt du immer nur denken, wie du wieder wegkommst. Du mußt dir den Weg genau

merken, jeden Baum und jeden Stein. Nie darfst du deine Gedanken an anderes verlieren, wenn du nicht willst, daß dein Federchen sich ins Wasser stürzt und zu dir geschwommen kommt."

"Schon gut", meinte Michail und wartete auf ihre Zärtlichkeit. Sie aber war noch immer nicht am Ende.

"Schwöre mir bei der heiligen Mutter Gottes, daß du wiederkommen wirst, jetzt, gleich, mußt du mir schwören!"

Es blieb Michail Stefanowitsch nichts anderes übrig, als sich ihrem Willen zu fügen.

"Nun gut", sagte er, "ich schwöre."

"Bei der heiligen Mutter Gottes?"

"Bei ihr selbst."

Da erst schien sie beruhigt und rannte ihre Arme um sein breites Genick. Es war eine solche Kraft in diesen glatten Armen, daß er sich dagegenstemmen mußte, um die Lust nicht zu verlieren. Aber noch in ihren Rüssen war eine Unruhe, ähnlich dem Wind, der immer wieder in die Wipfel der Pappeln faßte, daß neuer Silberregen niederfiel und die beiden der Umwelt entzog.

Das war der Abschied. — — —

Von der großen Stadt bekam Michail in den ersten Monaten nichts zu sehen. Die Kasernen verschluckten ihn, einen der vielen Namenlosen, für die das Leben zunächst einmal mit einer hohen roten Mauer endete.

Innerhalb dieser Mauer erging es Michail Stefanowitsch nicht anders, als es einem nachgeborenen Sohn nun einmal in der Welt geht, zumal wenn er gutmütig ist und für ein bißchen dumm gilt. Dieser Ruf war ihm ebenso wie sein Spitzname auf geheimnisvolle Weise die vielen Meilen gefolgt.

Zu Hause hatte man ihn herumgestoßen, und nur, wenn man seine Bärenkräfte brauchte — etwa um einen Wagen aus dem zähen Lehm der Waldwege zu heben — dann waren sie plötzlich sehr freundlich geworden:

"Michail", hatten sie gesagt, "wir wissen ja, daß keiner deine Kräfte hat. Willst du uns nicht einmal helfen?"

Der "Bär" hatte sich geschmeichelt gefühlt und brummend geholfen.

Genau ebenso war es in der Kaserne. Schlechte Tage wechselten mit guten, aber

die schlechten überwogen, und Michail fand das in der Ordnung. Da er immer still, nüchtern und ruhig blieb, kam man bald darauf, seine Fähigkeiten auszunutzen. Er kam auf die Wache am Eingang der roten Mauer, in den kalten Winternächten, in denen der Atem im Munde vereiste, so daß er die Kehle zu sprengen drohte.

Ein paar andern froren die Zehen ab. Da sie fortan nur noch humpeln konnten, wurden sie nach Hause geschickt.

Michail dachte bisweilen daran, daß er nichts weiter zu tun brauchte, als eine Stunde lang die Füße still zu halten, um dann nach Hause geschickt zu werden. Das bißchen Schmerz und das Humpeln konnte man schon in Kauf nehmen.

Aber er fand, es sei noch nicht an der Zeit. Der große Fluß lief nicht weg und die "Feder" würde unter der Pappel auf ihn warten, denn sie fand keinen andern. So schlau war Michail auch.

Nein, die Heimat lief nicht weg, wenn er auch manchmal Sehnsucht danach hatte, vor allem, als es Frühling wurde, und selbst die vielgetretene Erde des Kasernenhofs warm und fruchtbar zu riechen begann. Aber von der Stadt hatte er noch nichts gesehen, von jenem Hausen, der die ganze Nacht lebendig schien und seine Geräusche bis hinauf zu der Kasernenmauer schickte. Michail wollte wissen, was sich hinter dieser Unruhe verbarg, die nach ihm griff, wie der Strudel des Wassers nach den Pappelblättern.

Darum blieb er vorläufig, wenn man ihn auch herumstieß und die schlechten Tage und das schlechte Essen überwogen. War das vielleicht irgendwo in der Welt anders? — —

Dann kam die Zeit, in der die Soldaten ausgeführt wurden. Michail hatte nicht Zeit, sich umzusehen, aus Angst vor den vielen Vorgesetzten in funkelnden Uniformen.

Später gewöhnte er sich und griff mit seinen Augen nach dem Leben, das sich bunt und verwirrend wie ein Kreislauf um ihn drehte. Er sah Wagen, rund und blank wie große Früchte, mit Pferden, deren Haar glänzte, als sei es gößt. Die Kutscher waren dick wie die Fässer, noch dicker als Iwan Petrowitsch, der Gastwirt, über den sie als Jungens gelacht

hatten, weil er allein nichts aufheben konnte, was ihm heruntergefallen war.

Häufig hatten die Wagen auch keine Räder, sondern wurden von Männern in bunten Uniformen an Stangen getragen. Einmal gelang es Michail Stefanowitsch, einen Blick in solch ein geschlossenes Ding zu werfen. Er bekreuzigte sich sofort, denn das Gesicht einer Frau hatte plötzlich vor ihm gestanden, und diese Frau war so schön, daß er sofort an die Mutter Gottes hatte denken müssen.

Alle diese Dinge gefielen Michail. Er hatte den Wunsch, zuzufassen, um sie alle zu besitzen. Aber wie hätte er, ein dritter Sohn, das anstellen sollen? Es war eben nur solch ein dummer Wunsch, wie Kinder ihn haben, wenn sie etwas Neues sehen.

Da kam erst das richtige Heimweh über ihn.

Es packte ihn plötzlich wie ein brüllender Stier, warf seinen schweren Körper hin und her und zerriß seine Eingeweide. Jetzt bereute er, daß er der „Feder“ nicht gefolgt war, daß er seine Zehen nicht hatte abfrieren lassen und daß er sich nicht umgesehen hatte, nicht einmal, den ganzen endlosen Weg lang. Nun war es zu spät, denn der Hochsommer brütete über den Dächern und die Lindenblüten plakten.

Zu Hause schnitt man jetzt das schwere Korn und die Barsche sprangen an den Gewitterabenden über den glatten Strom. Ja zu Hause!

Michail brüllte mitten im Schlaf auf, so daß die Kameraden mit Stiefeln nach ihm warfen, bis er aufwachte. — — —

Grade in diesen Tagen hatte das Regiment, in dem Michail Stefanowitsch diente, die Wache für das Palais der Zarin zu stellen. Man wählte nur Leute, von denen es bekannt war, daß ihre Gedanken nicht wie Vögel in die Luft fliegen, sondern wie Wurzeln unter der Erde sicher verborgen wären.

Michail Stefanowitsch, der „Bär“, war unter ihnen, wohl weil er groß und dumm war.

Die andern beneideten ihn, aber ihm selbst war es gleich. Überhaupt war ihm alles gleich. Da er den Weg zur Silberpappel vergessen hatte, glitt das Leben

dieser Stadt an ihm vorbei, wie die Erde am Pflug vorbeigleitet, wenn es Abend wird und der Tag lang und voller Arbeit war, während das Herz schon bei den Betten hinterm Ofen ist.

Michail hörte auch nicht auf die Reden der anderen Soldaten, die von Mädchen sprachen, schlanken Mädchen, wie sie geschmeidig und gestriegelt um die Mauern der Paläste huschten. All das ging an ihm vorbei, denn der Duft der Linden umhüllte ihn und hatte seinen Geist so umspinnen, daß es ihn nicht anfocht, ob es Tag war oder Nacht. Er hatte jetzt sein Heimweh einigermaßen niedergedrungen, aber der Kampf hatte ihn so zerschunden, daß er in der dienstfreien Zeit jede Minute verschließ wie ein krankes Tier. Schlafen! dachte er, einmal wieder hinter dem Lehmofen schlafen, und wenn es auch nur an der äußersten Ecke ist, wo grade noch ein Plätzchen für den dritten Sohn ist. — — —

Michail Stefanowitsch gehörte also jetzt zur Palastwache. Nachdem er sich an den Glanz des riesigen Hauses gewöhnt hatte, verliefen seine Tage nicht viel anders als bisher. Am liebsten hatte er den Posten im Park vor dem Goldfischbassin.

Es geschah oft, daß feine Damen und Herren vorbeikamen, die muntere Reden führten und sie mit leichten Bewegungen ihrer Fächer begleiteten. Michail konnte sie nicht unterscheiden, sie schienen ihm alle gleich schön und glänzend und er präsentierte sein Gewehr, bis sie vorbei waren.

Eines Tages aber kam eine Dame allein, sie lief fast, blieb bei ihm stehen und fragte:

„Wie heißt du?“

„Michail Stefanowitsch, Euer Herrlichkeit zu dienen.“

Da trippelte sie wieder fort, und es schien Michail, als ob sie vor sich hinfichere. Da sie aber nicht wiederkam, vergaß er sie bald. — — —

Eine Woche später sagte der Korporal: „Michail Stefanowitsch, heute Nacht kommst du auf Wache ins Schloß. Paß auf, du Hundesohn, daß man mit dir zufrieden ist.“

Dazu lachte er unbändig, was Michail sich nicht erklären konnte. Er wunderte sich auch über den Befehl, weil er eigentlich dienstfrei hätte haben sollen.

Die andern Muschiks machten ihre Witze über den „Bären“, wie sie es immer taten, und sie behaupteten, daß eine der Damen aus dem Schloß wohl Lust nach Bärenbraten habe. Es waren rohe Burschen und Michail hatte keine Lust, ihnen zu antworten.

Später meinte auch Wassilji, der sein Freund war, die Muschiks hätten vielleicht recht. Möglicherweise würde es ihm sogar schlecht bekommen, denn man erzähle sich, daß schon manche Wachen, die nachts im Palaß standen, für immer verschwunden seien, damit sie über ihre Erlebnisse nicht reden könnten.

Aber auch Wassilji traute Michail nie ganz, denn das war ein Spasmacher, der die andern gern zum besten hielt. Doch fiel ihm als er allein war und in seiner langsamen Art die Gespräche überdachte, sein Erlebnis im Park ein. Vielleicht ist sie es, dachte er und meinte gleich, daß Sterben nicht so schlimm wäre. Er glaubte aber nicht recht daran, daß solche eine Dame gerade an ihm, einen dritten Sohn, Gefallen hätte finden sollen. —

In dieser Nacht also bezog Michail Stefanowitsch seinen Posten auf jenem langen Gang, den er vom Tage her kannte. Der Raum um ihn schien endlos, denn Spiegel reiheten sich an Spiegel und einer gab immer das Bild des andern weiter. Der „Bär“ achtete nicht darauf, denn etwas andres hatte ihn gepackt. Hinter dem Fenster ging nämlich der Mond auf, eine blutige Kugel, wie Michail sie hier in der Stadt noch nicht gesehen hatte. Das lag vielleicht an der hohen Mauer der Kaserne. Jedenfalls verwirrte es ihn, daß der Mond nicht aus dem Fluß aufstieg, sondern wie ein Brand über der Kuppel eines Gebäudes lohte.

Michail Stefanowitsch schloß die Augen. — — —

Er erwachte von einer Berührung, die weich und warm war wie das Wasser des Flusses an Regentagen. Sein Körper dehnte sich und er stöhnte ein wenig. Dann öffnete er die Augen.

Vor ihm stand jene Frau aus dem Park, nur schien sie ihm noch herrlicher als am Tage, jetzt wo der Schein des Lichts auf ihrem Haar spielte.

„Verzeihung, Euer Herrlichkeit“, stotterte Michail verwirrt.

Das Mädchen lächelte, ja, es kicherte richtig, so daß der „Bär“ ganz außer Fassung geriet.

„Schon gut“, sagte sie nach einer Weile, „ich heiße Anna Petrowna. Folge mir!“

Michail folgte. Er handelte unter einem Zwang, und es kam ihm nicht einen Augenblick in den Sinn, daß er seinen Posten nicht hätte verlassen dürfen.

Sie gingen durch verschiedene Räume, von denen er nichts wahrnahm außer einem Duft von Ambra, wie jemand es zu Ehren der Muttergottes verbrennt an ganz großen Feiertagen. Die Frau vor ihm ging so schnell, daß er kaum mitkam. Außerdem blieben ihre Schritte unhörbar, während seine Stiefel wie Dreiflügel klappten. Schließlich öffnete sie eine Tür, blieb stehen und stieß ihn mit einem leichten Druck vorwärts.

Sie selbst blieb zurück. — — —

Da stand nun Michail Stefanowitsch plötzlich allein in dem Schlafzimmer einer Dame. Es war noch ein Glück, daß Halbdunkel ihn umging, in dem er zunächst nichts rechtes zu unterscheiden vermochte. So tat er, was im Zweifelsfalle immer richtig war: er salutierte breitbeinig in der Tür und blieb dann wie versteinert stehen.

Das Zimmer war ziemlich leer. Michail gegenüber hing ein großer Spiegel, ohne daß er dies gleich erkannt hätte, denn in dem Glas sah er nicht etwa sich selbst, sondern ein Bett, riesig wie ein ganzes Haus, mit vier Säulen wie Türme, die ein Gebirge von Rissen umgaben. Von dort her kam auch der schwache Schein, aber das Licht war so angebracht, daß der Mann es nicht sehen konnte.

In dem Bett lag eine Frau.

Es war nicht mehr von ihr zu sehen, als ein Kopf mit dunklen Haaren und breiten Backen, über denen zwei schläfrige braune Augen ruhten, ein wenig vom Hals und dann zwei Hände, die wieder halb vom Schmutz verdeckt waren. Zwischen Kopf und Armen rieselte ein Stoff, den Michail nie gesehen hatte und der ihn an fließendes Wasser erinnerte.

Eine dunkle Stimme herrschte ihn an: „Komm näher, was stehst du da in der Tür?“

Michail schritt gradewegs auf den Spiegel los, in der Meinung, dort stände das Bett. Wenige Schritte vor dem Glas bemerkte er seinen Irrtum, machte eine scharfe Wendung nach links und stand nun wirklich dem großen Möbel gegenüber, das aus der Nähe noch gewaltiger wirkte.

Er salutierte wieder, aber ein dicker Teppich verschluckte das Aufknallen seiner Stiefel, so daß er glaubte, den Schritt falsch ausgeführt zu haben. Er trat noch einmal kräftig hin und her, aber wieder blieb alles still.

Nur aus dem Bett kam ein Lachen:

„Wie heißt du?“ fragte die Frau.

„Michail Stefanowitsch, Euer Herrlichkeit zu dienen!“

„Warum nennt man dich den ‚Bären‘?“

Michail wußte keine Antwort.

„Vielleicht weil du stark bist? . . . Laß einmal sehen?“ Eine glitzernde Hand streckte sich nach ihm aus, so daß ein Teil des Armes wie ein glatter Fisch aus dem Wasserfall der Spitzen herauschoß. Aber die Hand griff ins Leere, denn Michail Stefanowitsch stand zu weit ab.

„Komm doch näher, du Trottel, oder hast du Angst? Und steh nicht immer so steif da, hier ist es gemütlich . . .“

Michail trat einen Schritt vor, änderte aber seine Haltung nicht. Er fand das ganze durchaus nicht gemütlich, sondern vielmehr recht unheimlich.

Die Hand kam erneut aus den Spitzen hervor. Zwei Edelsteine funkelten wie die Augen einer Schlange. Sie glitt an dem rauhen Stoff von Michails Uniform herunter und befühlte die Muskeln seiner Schenkel.

Michail wagte nicht, hinunter zu sehen, er stand noch strammer als zuvor und starrte der Frau ins Gesicht. Es dauerte wie immer eine geraume Zeit, bis der „Bär“ begriff. Aber dann wußte er mit einmal Bescheid.

Zwar kannte er nur eine Frau, die „Feder“, doch diese kannte er genau. Und den Ausdruck der schläfrigen braunen Augen vor ihm hatte er oft genug gesehen. Genau so hatte Nulja ihn angesehen, wenn sie ihren kleinen Schrei ausstieß, genau ebenso blank und ein wenig hungrig.

Eine jähe Angst vor der Unbekannten überfiel ihn. Am liebsten wäre er geflohen.

„Du bist wirklich ein ungemütlicher Bär“, meinte die Frau, aber ihre Stimme klang jetzt viel freundlicher, — „Weißt du denn gar nichts zu erzählen?“

„Euer Herrlichkeit zu dienen, nein!“ brüllte Michail laut, wie man es ihn gelehrt hatte.

„Brülle nicht so, du Tier, wenn du nichts weißt. Ich werde dir helfen. Sicher kannst du etwas von deiner Heimat erzählen? Hast du dort ein Mädchen?“

„Euer Herrlichkeit zu dienen, ja!“

„Antworte mir nur ja, verstehst du? Und jetzt erzähle mir von deinem Mädchen. War sie traurig, als du weggingst?“

„Euer Herrlichkeit . . . ja!“

„Sie hatte Angst, daß du sie vergift, nicht wahr?“

„. . . ja!“

„Nun gut, erzähle mir mehr von ihr und deiner Heimat.“

Michail fing nicht gleich an zu sprechen, er wartete vielmehr solange, bis sich zwischen die Augen der Frau eine Falte des Unwillens schlich. Aber er konnte nicht anders, das Heimweh war plötzlich wieder über ihn gekommen — vielleicht hatten grade jene freundlichen Worte es geweckt — jedenfalls stieg es in seiner Brust hoch und schnürte ihm die Kehle zu. Nur ein Brummen brachte er heraus.

„Du brummst ja wirklich wie ein Bär“, lachte die Frau.

Da hatte Michail sich gefaßt. Er begann von dem Fluß zu erzählen, der das Leben zu Hause beherrscht hatte. Schon als ganz kleiner Junge hatte die Mutter ihn an das Wasser geführt und ihm die Flöße gezeigt, die von ferne wie scheedige Würmer aussahen. Später hatte er selbst mitgeholfen, die Bäume zusammenzuschlagen, denn ein dritter Sohn muß sehen, wo er etwas findet, ein paar Kopeken zu verdienen. Dann war er mitgefahren, aber nur bis zu der Biegung, an der das Holz anstieß. Wenn er es wieder freigemacht hatte, ging er nach Hause . . .

Während Michail Stefanowitsch sprach, hatte sich seine Haltung gelockert. Seine Stimme war leiser geworden, aber tief und wohlklingend, man meinte ordentlich

das Rauschen des Stroms zu hören, von dem er immerfort sprach. Er wußte selbst nicht, woher er die Worte nahm. Endlich durfte er von der Heimat sprechen, ohne Angst vor dem Lachen anderer Männer. Es schien ihm, als ob der Schmerz, der wie eine große Kugel in seiner Brust gefesselt hatte, in den Worten zerfloß. Er fühlte, wie es ihm bei jedem Satz leichter ums Herz wurde, und als er von den Enten sprach, die im Herbst zu Tausenden den Himmel verdunkelten, da meinte er, selbst nicht mehr viel schwerer als jene Vögel zu sein. Wie in einem Traum war er, leicht und frei. . . .

Er holte tief Atem und machte eine Pause.

„Sprich weiter!“ sagte die Frau.

Ihre Worte zerschnitten den Faden seines Traumes. Die fremde Stimme erinnerte ihn daran, wo er war, so daß der Rausch zerstob. Dafür drängte sich ein Gedanke, der bisher verborgen geblieben war, heftig hervor:

Michail entsann sich mit einemmal der Warnung seines Freundes Wassilji, und in demselben Augenblick wurde es ihm klar: Nie wieder würde er die Enten über die Pappeln streichen sehen, nie wieder würde er das warme glatte Wasser an seinem Körper spüren, nie mehr den Schrei der Gänse hören . . . Es war alles aus! . . . Vorbei! . . . All das kam nie mehr wieder! . . . Hinter den hungrigen braunen Augen lauerte der Tod!

In diesem Augenblick vergaß er alles, was man ihm hinter der roten Mauer beigebracht hatte. Er warf sich unvermittelt vor dem Bett auf die Knie, ließ den Kopf in die seidenen Rissen fallen und blieb so regungslos. Der große Mann lag da, nicht anders als ein schwerer Stamm, den die Holzleute ungeschickt geschlagen haben. —

Nach einer Weile begann sein Rücken zu beben, gleich darauf dröhnte aus seiner Brust ein Schluchzen, so urgewaltig, daß die Frau wie von einem Stoß getroffen auffuhr.

Da hob Michail seinen Kopf ein wenig, und seine runden Hundeaugen suchten das fremde Gesicht. Eine kindliche Hilflosigkeit lag in ihnen, als er die Hände faltete und flehte: „Gnade, Euer Herrlichkeit, Gnade!“

Dann fiel er wieder in sich zusammen und schluchzte, daß das Zimmer unter seinem Baß erbebte.

Während er so dalag, tastete die Frau nach seinem glattgeschorenen Schädel. Ihre Hand mit den glänzenden Steinen fuhr über das kurze Haar, hin und her, her und hin — wie man ein Kind beruhigt. Dazu flüsterte sie:

„Armes Bärchen, dummes armes Bärchen . . .“ —

Michail ließ es ruhig geschehen. Sein Schluchzen wurde ruhiger, aber er änderte seine Lage nicht. Er schien es nicht einmal zu bemerken, daß die Frau vorsichtig ihre Hand zurückzog, und, immer noch den Blick auf ihn geheftet, sich auf der anderen Seite aus dem Bett stahl. Selbst das leise Klappen der Zimmertür überhörte er. —

Draußen sagte die Frau mit den braunen Augen zu ihrer Zofe: „Anna Petrowna, ich will heute nacht im grünen Zimmer schlafen.“

„Ich freue mich, Euer Herrlichkeit dienen zu dürfen . . .“

„Nun gut. Laß jenes Tier ruhig schlafen. Und sage dem Offizier der Wache, ich befehle, daß er morgen früh sofort in seine Heimat zurückgebracht wird. Er soll gar nicht erst wieder in die Kaserne, hörst du? . . . Es ist ein richtiger Bär . . . er brummt nicht nur, er stinkt auch so!“

Anruf der Auslandsdeutschen.

Wir stehn vor geschlossener Toren
vor unserem Vaterhaus.

Wir sind in der Fremde geboren
und möchten so gerne nach Haus.

Wir stehen an Deinen Stufen,
wir frieren und darben um Dich.
Wir harren, Du mögest uns rufen.
Wann wirst Du uns rufen? Sprich!

Wir wissen, Du liebst nicht minder
uns vor der verschlossenen Thür.
Wir bleiben Deine Kinder
und stehen immer zu Dir.

Wir leben Deine Leiden
und Deine Freuden mit.
Und Gott ist mit uns beiden,
Gott, der am Kreuze litt.

Gott wird uns nicht verlassen,
er führt uns mit seiner Hand
die alten, geheiligten Straßen
in unserer Väter Land.

Er führet unsere Seelen
über Berg und Tal und Strom;
er wird uns auch einmal vermählen
im heiligen deutschen Dom.

Gottfried Rothacker

Komotau

Mit dieser Skizze beginnen wir eine Reihe von Städtebildern des Ostens, die in bunter Folge das Leben deutschen Volkstums im Osten in Vergangenheit und Gegenwart an diesen markantesten Zeugnissen seiner historischen Aufbauleistung zeigen sollen. Manche von diesen Städten sind nicht mehr vom blutvollen Leben des Volkstums, das sie plante und gründete, erfüllt. Viele von ihnen aber sind Stützpunkte des großdeutschen Reiches an seinen östlichen Grenzen oder bilden im Auslande Sammelpunkte im Kampf um die Daseinsbehauptung des Volkstums. Mit Komotau, der alten Deutschritterstadt in Böhmen, wo Konrad Henlein mit seinen sudetendeutschen Volksgenossen im Juli dieses Jahres das „Fest der Deutschen“ feierte, das sich alljährlich zu einer eindrucksvollen Kundgebung deutschen Selbstbehauptungswillens im Osten gestaltet, sei der Anfang zu dieser Reihe „Städte im Osten“ gemacht.

Aus dem Grau der Nebel und der ziehenden Wolken löst sich ein sonnenklarer Sommertag. Wir wandern von den luftigen Höhen des Erzgebirges talwärts ins deutsche Böhmerland. Durch taufrische Wiesen schlängelt sich unser Weg dem Hochwald zu. Das Plätschern eines Gebirgsbaches begleitet uns, doch er selbst bleibt unsichtbar. Seine Ufer sind überwuchert von duftendem Gras und mächtigen Farnen. Nur sein munteres Glucksen ist hörbar. Wo die Holzbrücke über den Bach führt, leuchtet das klare Wasser auf, das kosend mit den üppigen Dotterblumen spielt.

Bald umfängt uns die Kühle des Waldes. Sonnenlichter huscheln durch das Gezweig und spinnen glühende Fäden von Ast zu Ast. Moosüberzogene Felsblöcke engen den Weg ein und die mächtigen Baumwurzeln, die aus dem tiefigen Boden ragen, werden zu Schwellen, die den Abstieg erleichtern. Nur das scheue Fliehen der aufgeschreckten Waldtiere und das Krachen brechender Zweige unterbricht das Schweigen der Bergwelt, das sich in ihren Wäldern fortpflanzt.

Das Walddunkel löst sich auf in eine buntjubelnde Farbensymphonie hügeligen Wiefengeländes. Und dahinter bricht die Weite des Vorlandes des Erzgebirges auf. Über den Burgfried der Ruine Hassenstein gleitet der Blick über die Waldhänge und Täler, über Felder und Wiesen hinab in das Bruchgebiet, wo sich Siedlung an Siedlung reiht und Schlot neben Schlot, Förderturm neben Förderturm von der Regsamkeit der Be-

völkerung kündet. Aus dem Dunst, der über der ganzen Landschaft liegt, blüht das Silberband der Eger, ragen die Ruinen Schönburg und Leskau empor, werden die Klostertürme von Raaden sichtbar und weiter östlich davon ver-schwimmt das Grau der alten Deutschritterstadt Komotau.

Die Regsamkeit des Tales ruft ihre Afforde der Arbeit hinauf auf die Ruhe der Gebirgswelt. Das Echo des gegenwärtigen Lebens aber bricht sich an den Mauern der Trutzstätte einer versunkenen Welt. Wir überschreiten die Zugbrücke der alten Burg Hassenstein, erklettern ihre Warttürme und Altane und durchlaufen gebückt ihre dunklen Gänge, die unterirdische Säle und Keller verbinden.

Hier hatte vor 700 Jahren Friedrich v. Chomutow der Abordnung des Hochmeisters des Ritterordens, die an den Hof der Premysliden ritt und hier Ruhetage einschaltete, die Schenkungsurkunde seines Gutes Komotau und seiner umliegenden Dörfer überreicht, das unter seinen Besitzern zur mächtigen sudetendeutschen Stadt Komotau aufblühte.

Hier begründete der bekannte deutsche Humanist Bohuslav von Lobkowitz seine berühmte Lateinschule und schrieb seine Gedichte zu Lob und Preis seines deutschen Vaterlandes.

Hier weilte Wolfgang von Goethe und pries die Schönheit dieses Fleckchens deutscher Erde.

Zum schönsten Erwachen aus träumerischem Versunkensein in eine entschwundene Zeit, hinüber in eine noch schönere Wirk-

lichkeit wird der Blick vom Wartturm über die übersonnten Berggücken des Erzgebirges, die den malerischen Hintergrund Komotaus bilden.

Am späten Nachmittag treffen wir auf dem Hauptbahnhof ein, wo die Züge, die von Eger, Prag, Aussig und der Bergstadt Weipert kommend, kreuzen. Er liegt an der Peripherie der Stadt, wo Fabriken, Werkstätten und Arbeitersiedlungen den industriellen Charakter der Stadt spiegeln. Eine breite Verkehrsstraße, die alle Zufahrtswege von dem Gebirge und dem flachen Land aufnimmt, führt auf den Deutschherrnplatz. Von hier strahlen die Straßen in den eigentlichen Stadtkern. Hier mischt sich alte und neue Zeit, verträumte Beschaulichkeit einer friedlichen Vergangenheit mit dem hastenden Fortschritt der Gegenwart. Die alten Verteidigungswerke sind gefallen. Von der abgetragenen Stadtmauer werfen Schulbuben Steine auf die glasüberdachten Salatbeete der kleinen Gärten am Stadtgraben und freuen sich, wenn die Spitzwegfigur eines alten Schuhmachers schimpfend aus seinem schmalgiebeligen Häuschen tritt und die jugendlichen Anholde mit einem kalten Wasserstrahl zu verscheuchen sucht. Dieses Idyll wird abgelöst durch eine schmale Straße mit großen Auslagefenstern und modernen Geschäften. Sie mündet auf dem Marktplatz.

Hier beherrschen mit gotischer Strenge das alte Deutschritterschloß mit den Resten der Marienkirche und die mächtige Stadtkirche das laubengezierte Marktbild, in dessen unterer Ecke sich schuldbewußt eine Jesuitenkirche drängt. Das Kolleg, das einst zu ihr gehörte, dient seit Jahrzehnten zum Teil als Kaserne, zum Teil als Gymnasium. Lange schlendern wir durch die sauberen Straßen der Stadt. Überqueren die alte Holzbrücke des Uffigbaches beim Gymnasium, schreiten über den Brückenbogen, auf dem ein Kirchenheiliger seit Jahrhunderten etwas ängstlich in das schmutzige Wasser schaut und kommen durch eine Kastanienallee wieder zum Deutschritterplatz.

Lange stehen wir vor den Resten des alten Deutschritterschlosses und der alten Marienkirche, die in ihrem Gemäuer große Sprünge aufweist. Der Umfang der heutigen Baulichkeiten verrät die

Größe des einstigen Schlosses. Und wir schlagen Brücken aus der Gegenwart in die Vergangenheit, über die unsere Gedanken nach der Marienburg in Ostpreußen eilen, deren Erbauer auch hier im Deutschböhmerland Denkmäler ihres weltweiten Geistes und ihrer kolonialisatorischen Tätigkeit gesetzt haben.

Am Abend trafen wir in einer kleinen Vorstadtneipe mit einem geschichtsbesessenen Stadtbürger zusammen. Er erzählte uns den dunkelsten Schicksalstag der Stadt:

„Das alte Pilsen, seit Wochen Winterlager des Hussitenheeres, lag noch im Schlaf. Nur vor dem Rathaus stampften zwei Wachposten auf und nieder, schüttelten sich den Schnee vom Pelz und warteten müde und frierend auf die Ablösung. Am Stadttor forderten zwei Reiter stürmisch Einlaß. Sie hätten Botschaft für Ziska, den einäugigen Heerführer der Hussiten, und wären die ganze Nacht trotz Schnee und Kälte über Land geritten. Flüchend öffnete der verschlafene Tormächter das knarrende Tor. Die beiden Reiter trabten über die Brücke und dann durch die schmalen Gäßchen zum Rathaus: „Die Parole!“ riefen mürrisch die beiden Wachen, über den zeitigen Besuch erstaunt.

„Ziska und Kelsch alletwegen“, entgegneten die Reiter, stiegen müde von ihren schnaubenden Rössern und verschwanden hinter dem mächtigen Rathhaustor.

Vor dem Kamin des Bürgermeisterzimmers hochte Ziska und blickte in die lodernde Glut, als stünde er vor dem Flammenmeer, das vor wenigen Wochen die deutsche Böhmerwaldstadt Prachatz vernichtet hat! Als die Boten eintraten, sprang er auf und eilte ihnen durch der breiten Raum entgegen.

„Dar! Was bringt ihr für Kunde aus dem Lande?“

„Gute und schlechte, Herr! Die Bauern haben die Höfe verschlossen und verweigerten uns Futter für unsere Pferde. Die Deutschen rüsten zur Abwehr und warten auf die Kaiserlichen. Aber in ihren Städten winkt uns Beute und Reichtum.“

„Haha, sie sollen nur rüsten, die deutschen Hunde! Wir werden ihre Mauer brechen und ihnen die Schätze unseres



Komotau, Am Marktplatz

Landes wieder abnehmen. Und ihre Weiber werden unsere Lager teilen, die- weilen ihre Männer zu verwesen begin- nen. Ostern feiern wir auf den Trümmern Komotaus!“

Aus Ziskas Augen leuchtete unverföhn- licher Haß. Die breite Narbe auf seiner Stirne glühte auf von der inneren Er- regung des Augenblicks. Noch ein paar Fragen und dann hieß er die Rund- schafter gehen. Als sie die Tür ins Schloß geworfen hatten, streckte er die knorrige Gestalt, und höhnisch lächelnd wiederholte er die Worte: „Die Deutschen rüsten zur Abwehr!“

Dann nahm er sein Schwert von der Wand, das über seinem Lager hing, blickte es an und murmelte vor sich hin:

„Es wird ihnen nichts helfen. Ich werde sie vernichten, weil ich sie hasse wie des Teufels Brut!“

Als das Eis auf der Beraun krachte und die Märzsonne durch die Schneedecke wieder auf die erstarrte Erde stieß, ver- ließ das Hussitenheer Pilsen gegen Nor- den. Brennende Dörfer zeichneten die Spur seines Weges. Die Kunde von dem grauenvollen Norden eilte den hussiti- schen Brandscharen voraus, überall Furcht und Bangen auslösend. Mitte März kamen sie vor die alte Deutschritterstadt Komotau, die am Fuße des Erzgebirges liegt, dort, wo die alte Handelsstraße von Prag nach Halle in das Tal des Ussig- baches mündet, und schlugen rings um die Stadt ihre Lager auf. Hinter den Zinnen der Stadtmauer aber stand eine ganze Bürgerschaft zur Verteidigung bereit.

„Öffnet Eure Tore, reißt Eure Mauern nieder und bringt uns Euer Geld und Eure Töchter ins Lager, dann könnt Ihr in Frieden sterben“, höhnte Ziska die Belagerten.

„Tut, was Ihr fordert und holt Euch, wonach Euch gelüftet“, antworteten die Belagerten. Dann stellte Ziska Frist bis zur dritten Stunde nachmittags.

Als die Sonne hinter den Bergen ver- sank, war der Hussitensturm abgewehrt. Diesen Widerstand hatte Ziska nicht er- wartet. Acht Tage ließ er vergebens die Mauern Komotaus berennen. Am neun- ten schickte er früh Parlamentarier zu den zwei Toren der Stadt. Es war Palm- sonntag des Jahres 1421. Ihn wollten

auch die Hussiten begehen und sie hätten um Waffenruhe. Die Komotauer waren wohl verwundert über das Ansinnen. Aber der Palmsonntag war als Auftakt des Osterfestes im Lande heilig, und sie versprachen Waffenruhe. Als ein Teil der Männer nach alter Väter Brauch bei der Palmweihe war, stürmten die Hus- siten hinterhältig die Stadt und brachten sie zu Fall. Während die Glocken der Stadt das Osterfest einläuteten, begann in den Häusern und auf den Straßen das große Morden und Plündern.

„Alle Männer der Stadt“, so berichtet der Chronist über das grausame Ge- schehen, „wurden ermordet oder ver- brannt, nur etwa dreißig zurückgelassen, die die Toten zu begraben hatten. Und sie begruben mehr als 3500. Die feind- seligen Taboritenweiber begingen ein schreckliches Verbrechen. Sie führten die Frauen und Mädchen, die ihre Männer und Väter beweinten, vor die Stadt, — nachdem sie ihnen freien Abzug verspro- chen hatten — beraubten sie vorerst ihrer Kleider, ihrer Wäsche, ihres Geldes und aller anderen mitgenommenen Habe, sperrten sie in eine Weinberghütte und verbrannten sie, nicht einmal der Schwan- geren schonend.“

Als Ziska die rauchenden Trümmer der Stadt verließ, da rief er aus:

„Všude lidé, ale v Chomutově Němci!“

„Überall Menschen, aber in Komotau Deutsche!“

Seither sind viele Stürme über die Deutschritterstadt hinweggebraust. Sie hat oftmals ihre Besitzer und Landes- herren gewechselt: aber durch all die Jahrhunderte ist sie eine deutsche Stadt geblieben. Die Erinnerung an den Hussitensturm hat sich bei Deutschen und Tschechen durch Jahrhunderte und Gene- rationen erhalten. Die Tschechen lieben Komotau nicht. Diese Abneigung ist — im Vertrauen gesagt — gegenseitig.“

Damit erhob sich der Erzähler, griff nach seinem Hut und verschwand, bevor wir uns verabschieden konnten.

Das war Komotauer Schicksal vor 500 Jahren! Heute tobt der Haß der Tschechen wieder im grenzdeutschen Land. Sie höhnen einen arbeitsfreudigen Volks- stamm, rauben ihm Scholle und Arbeits- platz.

R u r t R e i ß.

Die Mutter

Roman von Ottfried Graf Finckenstein

5. Fortsetzung

Copyright by „Eugen Diederichs Verlag — Jena“

Seinen Freund Kurt hat Knebel immer bewundert und zugleich verachtet. Kurt war ihm überlegen, aber er war klüger. Kurt handelte aus gleich verachtet. Kurt war ihm überlegen, aber er war klüger. Kurt handelte aus der Sicherheit des schöpferischen Menschen heraus und nahm das Leben als Ganzes. Knebel suchte sich einen Teil, bezwang ihn, und lernte Schritt für Schritt die Hindernisse meistern. Ja, er lernte sogar, mit Frauen umzugehen. Er merkte sich, was sie gern hören, er studierte ihre Empfindungen, er machte aus seiner Schüchternheit eine Tugend, indem er ihr das Kleid der gleichgültigen Überlegenheit umhängte. Er kam so weit, daß Frauen wie Molly Siebert und auch Melanie sichere Opfer seiner Schauspielkunst wurden.

Nur Dorothea gegenüber versagt seine Taschenspielererei. Und der eines Mannes unwürdige Ausfall gegen den toten Freund ist nicht mehr als ein Eingeständnis seiner hoffnungslosen Unterlegenheit.

Mit all solchen Gedanken belastet, macht er sich an den zweiten Brief, den er heute zu schreiben gedenkt. Zuvor steht er noch einmal auf, geht an den Geldschrank und entnimmt ihm eine kleine Pappschachtel. Er öffnet sie, und sieht längere Zeit hinein. Dann schüttelt er den Kopf, schließt die Schachtel wieder fort, dreht eine Zigarette und benimmt sich überhaupt wie jemand, der außerordentlich viel Zeit hat oder Wert darauf legt, Zeit zu vergeuden.

Endlich fällt ihm nichts mehr ein, um seine unfruchtbare Spielerei fortzusetzen. Vielleicht hat er auch schon die ganze Zeit

über nachgedacht, denn jetzt schreibt er ohne zu stocken:

„Liebe Dorothea,

es tut mir aufrichtig leid, daß Sie mein kleines Weihnachtsgeschenk nicht haben wollen. Ich hatte gehofft, Ihnen damit eine Freude zu machen. Nun bin ich beschämt, daß mir nichts Besseres einfiel.

Ich hoffe aber, Sie erlauben mir, Ihnen für das neue Jahr die aufrichtigen Wünsche eines alten Freundes auszusprechen. Für mich selbst möchte ich den Wunsch hinzufügen, daß es mir gelingt, weiterhin Ihr Vertrauen zu erwerben. Es ist das einzige, woran mir wirklich etwas in diesem Leben liegt.

Ihr dankbar ergebener

P. K.“

So, nun ist auch dieser Brief beendet, er ist ein wenig kühler ausgefallen, als beabsichtigt, aber Knebel weiß, es ist besser, Dorothea gegenüber zu vorsichtig zu sein, als das Gegenteil. Er hätte diese Dummheit mit dem Armband vermeiden können! Und doch tut sie ihm nicht leid. Gerade die selbstverständliche Unbestechlichkeit ist es ja, die Dorothea so über alle Frauen hebt, die er kennt. Mein Gott, wer hätte solch ein Geschenk zurückgewiesen? Vielleicht Frau Siebert?

Dabei kommt ihm plötzlich ein böser Gedanke, wie sie häufig dicht neben einer Enttäuschung bereitliegen. Wie wäre es, wenn er Molly das Armband zum Silvesterabend mitbrächte? Dann wäre er es wenigstens los und würde nicht mehr an seine Schmach erinnern. Oder gerade? Der Widersinn des Einfalls

kommt sogleich zum Vorschein, als Knebel sich vorstellt, diesen Schmuck an Frau Sieberts rundlichem Arm wiederzusehen.

Es scheint alles falsch, was ihm heute in den Kopf kommt! Oder hat er den Gedanken nur nicht zu Ende gedacht! Wie wäre es, wenn er den üblichen Silvesterabend in der Apotheke dazu benutzen würde, um sich mit diesem Geschenk für immer von Frau Siebert loszukaufen?

Knebel geht noch einmal mit raschen Schritten zum Geldschrank. Die Eile eines glücklichen Entschlusses treibt ihn. Er spürt geradezu schon den Vorgesmack des reinen Gewissens und sieht sogar seine innere Unsicherheit vor Dorothea schwinden. Einem Heiligtum soll man sich mit reinen Händen und keuschem Herzen nahen . . .

„Prosit Neujahr!“ sagt Knebel, als er auf der Treppe Malchen begegnet, so daß die alte Frau erstaunt über den vorzeitigen Gruß stehenbleibt. Aber für Knebel hat das erfolgreiche Jahr schon einen guten Abschluß gefunden. — — —

Nach wenigen Tagen erhält er Antwort von seiner Mutter. Sie schreibt:

„Mein lieber Sohn, habe Deinen Brief bei guter Gesundheit erhalten und mich sehr darüber gefreut. Denke nicht daran, die Höferei aufzugeben, gerade jetzt, wo die Leute wieder mit ehrlichem Geld bezahlen. Wünsche Dir zu Deinen Erfolgen viel Glück. Aber mit der Witwe solltest du nicht anfangen. Sehe aus Deinem Brief, daß Du richtig verliebt bist und würde mich sonst sehr darüber gefreut haben. Denke aber, Du bist gut genug, eigene Familie zu haben.

Wenn sie Dich nimmt, wo sie schon fünf Kinder hat, wird sie immer nur an die Kinder denken, für die Du dann schustern kannst. Nimm Dir ein anderes Mädchen, sie braucht ja nicht gerade arm sein, aber das wäre auch noch besser als eine Feine, die es Dir dann immer vor-schmeißt.

Deine Dich liebende
Mutter.“

Dieser Brief macht Knebel so wenig Freude, daß er ihn sogleich verbrennt. Man sollte Mütter nicht fragen, wenn es um schwierige Dinge geht. Sie sehen immer nur das eigene Kind und die Pläne, die sie sich von seiner Zukunft ge-

macht haben. Wie soll auch eine einfache Frau, die ihr Lebtag das Moosbruch nicht verlassen hat, den Wünschen ihres Sohnes gerecht werden, dem alle Wege des Lebens offenstehen?

Knebel ist überhaupt schlechter Laune.

Der Abend in der Apotheke hat nicht so geendet, wie er es sich vorgenommen hatte. Es war ein gemüthliches Fest geworden, nachdem der Punsch die Fesseln der Zurückhaltung gelockert hatte. Herrn Sieberts plump vertrauliche Art erwies sich diesmal als passend, und als Knebel dann um 12 Uhr sein Geschenk überreichte, hatte Frau Siebert ihm in Gegenwart ihres Mannes einen Kuß gegeben, denn am Silvester ist ja vieles erlaubt.

Dann hatten sie alle drei auf gute Freundschaft im kommenden Jahr angestoßen. Die ersehnte Freiheit hat Knebel aber nicht errungen. . .

Nun beginnt also ein neues Jahr, geboren aus dem ewigen Wechsel der Zeit, der keinen Stillstand kennt. Noch weiß niemand, was es bringen wird: ob der Schimmer einer Verheißung, der an seinem äußeren Rande auftaucht, sich zur Sonne entwickeln oder wieder in dem Nebel erstickt wird, der nun schon seit Jahren über den Köpfen der Menschen schwebt und nicht weichen will; der ihre Sinne verdüstert, daß sie nicht einmal seinen Ursprung erkennen und schon zufrieden sind, wenn der äußere Druck für den Augenblick nachläßt. . . .

Nein, wenn es auch so aussieht, als wolle die Sonne durchbrechen, es ist noch lange nicht so weit. Nur für den Augenblick hat der Wille über die toten Dinge gesiegt, aber ihre Macht ist noch nicht gebrochen. Der Nebel wird wiederkehren, wie immer, wenn der Morgen zu sehr geprahlt hat.

Doch sind dies Fragen, die von Männern gelöst werden müssen. Es ist ihr Recht und ihre Pflicht, ihre Gedanken soweit über den Alltag zu erheben, daß das Unwichtige verblaßt. Die Frauen aber sind der Erde verhaftet.

Wißt ihr eigentlich, was das heißt, jeden Tag wieder anzufangen mit ebendenselben nichtigen Sorgen, mit all diesem Kleinkram, der getan werden muß, ob es nun draußen regnet oder schneit,

ob man gut oder schlecht geschlafen hat, ob der Kopf klar ist oder zum Platzern voll mit dumpfen Tönen? Ach, ihr wollt es ja gar nicht wissen, ihr Männer des hohen Geistesfluges, denn vielleicht würde der Stolz eures Verstandes sich beugen müssen vor der stetigen Seele der Frau.

Dorothea weiß es.

Sie hatte einen Mann, der sie achtete und ihre Leistungen mit Liebe bezahlte. Neben solch einem Mann wird eine Frau nicht müde im schweren Gespann des Alltags, sondern nur fester in sich und liebenswerter für ihn.

Das neue Jahr aber findet Dorothea allein, ohne Kurt. Sie hat alle Lasten einer vollen Familie, aber der Ausgleich fehlt. Unter diesen Vorzeichen steht die Zukunft vor ihr.

Dies also ist der Neujahrstag im grauen Haus:

Es ist noch tiefe Nacht, zwischen fünf und sechs Uhr, und der Winter steht drohend vor dem Fenster. Selbst die Straße ist still, wie ausgestorben unter der Schneedecke.

Da meldet sich der kleine Kurt. Er „kommt“, wie die Frauen sagen, und seine Äußerungen lassen nichts an Deutlichkeit und Willensstärke zu wünschen übrig.

Rasch, ehe der Hase im Nebenzimmer erwacht, wirft Dorothea ihren Willen gegen die bleierne Müdigkeit und holt den kleinen Kurt zu sich. Während er geschäftig den Saft für sein junges Leben einfängt, schließt die Mutter die Augen. Es ist nur für wenige Sekunden, solange die Lider noch so schwer sind. Doch gleich darauf ist sie wider ihren Willen eingeschlafen. Und da der kleine Kurt satt geworden ist, schlummert auch er ein, zutiefst zufrieden, voll und warm.

Inzwischen ist Malchen aufgestanden und beginnt mit dem Reinmachen. Ihr Besen stößt mit dem Stiel gegen einen Schrank, der hohl aufschreit. Beim Feuer machen klappern Holzscheite auf den Boden.

Davon erwacht die Utasche und fängt zu jammern an. Dorothea versteht diese Töne auch im tiefsten Schlaf. Sie muß sich beeilen, um das Kind aus dem Bett zu holen, sonst ist der Schaden groß.

Es ist kalt an solch einem Wintermorgen, eine unfreundliche tote Zimmer-

fälte, und Dorothea hüllt sich noch einmal eng in die warme Decke. Gleich darauf ist die Utasche fertig geworden und tapft auf ihren nackten Füßchen in das Zimmer der Mutter. Die kann das kleine zärtliche Ding nicht abwehren. Die Utasche war Kurts Liebling!

Raum ist dieser Kreisel von Lebendigkeit in Dorotheas Bett, so muß die letzte Hoffnung auf Ruhe weichen. Das kleine Tierchen wälzt sich, strampelt, lacht und papelt in einem fort darauf los.

„Hinlegen! Schlafen!“ jagt Dorothea und bemüht sich, ihrer Stimme einen strengen Ton zu geben.

Die Utasche beugt sich vornüber, legt ihren Kopf in die Kissen und weint ein wenig. Doch die Tränen sind nicht echt — wer möchte denn im Bett der Mutter weinen? — und sie versiegen schnell. Gleich wieder steht die kleine Kerze aufrecht im Bett.

Da ist es schon besser, aufzustehen. Hinter den Laden quillt milchig graues Licht herein. Es reicht noch lange nicht, um die Stube zu erhellen. Wie böse das grelle Lampenlicht am Morgen sticht!

Auch dem Hasen gefällt es augenscheinlich nicht. Dabei hat er eben von Malchen die Flasche bekommen. Eigentlich müßte er jetzt lachen und strampeln, in jener unbezwinglichen Freundlichkeit, die ihn zum Liebling der Damen gemacht hat. Anstatt dessen findet er nur ein gequältes Lächeln für die Mutter.

Sogleich greift die Angst Dorothea an den Hals.

„Malchen“, ruft sie, „wie hat der Hase getrunken?“

„Man sehr laurig, Dochen“, ruft Malchen zurück.

Jetzt fängt das Kind zu jammern an. Es wimmert leise vor sich hin. Wie Dorothea diese verschiedenen Töne kennt, diese ganze Skala, von der Unart über einen augenblicklichen Verlust bis zum kurzen ergreifenden Schrei des Schmerzes, der sich gleichmäßig wiederholt. Sie nimmt den Hasen auf den Arm. Vorübergehend schwankt das Seelchen zwischen Schmerz und Freude, bis der Schmerz gesiegt hat.

Herzzerreißend ist die Klage des Hasen, so daß die Utasche auch schon zu weinen beginnt.

„Hasi, mein Hasi“, tröstet Dorothea, „du brauchst doch nicht zu schreien, die Mammi ist doch bei dir!“

Sicherlich versteht er ihre Worte und fühlt die Wärme der mütterlichen Umarmung. Aber er kann einfach nicht aus seinem Schmerz heraus, diesem großen Schmerz, der ihn zerfleischt.

Inzwischen ist Malchen bei Klaus und Peter gewesen, die zusammen in der Kammer mit dem schiefen Dach schlafen. Sie kommt verärgert von dort zurück, das steht deutlich auf dem ehrlichen Bauerngesicht geschrieben, von dem man überhaupt jede der seltenen Gefühlsregungen ablesen kann.

„Doch, ich kriege die Bengels nicht aus dem Bett!“

Das wiederholt sich fast jeden Morgen, und Malchen macht es Dorothea zum Vorwurf, die nicht erlaubt, die Knaben mit kaltem Wasser zu wecken.

„Ich komme schon, nimm doch einmal den Hasen.“

Klaus und Peter sind natürlich längst wach, aber sie tun genau so, als ob sie wahrhaftig fest schliefen. Zu schön ist es, sich von der Mutter rütteln zu lassen und noch eine Weile schlaftrunken zu tun, bis man fast an seinem Lachen erstickt.

„Nun aber dalli! Und anständig waschen!“

Sie kommen gerade noch zur Zeit zum Frühstückstisch. Die Utasche sitzt schon kerzengerade auf ihrem erhöhten Stuhl und ist langsam mit Würde und Genuß.

Und nun ist die ganze kleine Familie endlich beisammen!

Nein, Tante Mary fehlt noch. Sie kommt immer gerade erst, wenn alle abgegessen haben, und Dorothea muß ihr dann Gesellschaft leisten.

Tante Mary ist aus dem grauen Hause nicht mehr fortzudenken. Das war vielleicht schon zu erwarten, als sie kam, aber seit jenem Gespräch vor einigen Tagen ist es Gewißheit geworden.

Es ging davon aus, daß Dorothea die Tante hat, in ein eigenes kleines Zimmer zu ziehen, das mittlerweile für sie freigemacht worden war. Bis jetzt hatte sie Dorotheas Schlafzimmer geteilt.

„Du brauchst mich wohl nicht mehr?“ fragte Tante Mary sofort argwöhnisch.

„Ich habe nur Angst, daß du es etwas

eng haben wirst“, antwortete Dorothea ausweichend.

„Nein, durchaus nicht. Aber ich verstehe dich gut. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann gehen. Das war noch immer so.“

Dorothea gab nicht gleich nach. Die beiden Frauen kreuzten eine Weile die Waffen, wobei es sich herausstellte, daß Dorothea vielleicht gewandter, Tante Mary aber zweifellos heftiger in ihren Ausfällen war. Sie liebte nun einmal diese Nichte, die ihr so unähnlich war, und ihrer Liebe war jedes Mittel recht.

Schließlich mußte Dorothea nachgeben und sogar darum bitten, daß die Tante bliebe.

„Ich bleibe sehr gern“, antwortete die sofort, „und du wirst sehen, es wird dir noch angenehm sein, eine alte Dame bei dir zu haben. Über eine junge Witwe wird immer gern geklatscht.“

„Über Tante Mary, wie kommst du nur darauf!“

„Ich meine, daß du die Welt nicht kennst, liebes Kind. Niemand muß mehr auf seinen Ruf achten, als eine Frau in deiner Lage.“

Welch sonderbare Gründe alte Menschen oft heranziehen, um zu beweisen, daß sie nicht unnütz auf der Welt sind! Es muß sehr schwer sein, alt zu werden, viel schwerer, als man es in der Jugend verstehen kann.

Auch Dorothea verstand die Tante nicht. Sie fühlte sich sogar beleidigt.

„Ich mache mir sehr wenig daraus, was die Menschen reden.“

Nun lenkte Tante Mary ein, und ihre Offenherzigkeit war bezwingend.

„Ach Kind, du mußt nicht alles so ernst nehmen. Ein alter Mensch will doch ein wenig gebeten sein, um nicht das Gefühl zu haben, anderen zur Last zu fallen.“

Dorothea war geschlagen. Es kam hinzu, daß Tante Mary im Grunde sogar recht haben mochte. Vielleicht braucht wirklich eine junge Frau wie Dorothea einen Schutz, wenn auch nicht gegen andre, so möglicherweise einmal gegen sich selbst. Früher, innerhalb der eisernen Schranken einer festen Gesellschaft hätte sie auch allein ihren geraden Weg ohne Sorge im Dunkel der Einsamkeit finden können. Doch wo sind diese Schranken

geblieben? Irgendwo dort hinten, wo das Leben so planmäßig verlief, als sei es schon für alle kommenden Geschlechter im voraus festgelegt. Aber heute, auf dem von Not und Leidenschaft durchfurchten Feld der Nachkriegszeit, wo jeder Schritt eine Last hebt, schweifen die Blicke leicht hinüber zu jenen Wiesen, über deren schwankendem Untergrund die lockenden Blumen der Versuchung blühen . . .

Jedenfalls gehört seit jenem Gespräch die kleine rundliche Frau sozusagen zu dem eisernen Bestand des grauen Hauses. Und wenn sie auch viel Zeit für sich beansprucht, wie alle Menschen jenes sorglosen Zeitalters, in dem die Unterhaltung zum Lebensinhalt wurde, so ist andererseits ihre Unbekümmertheit gegenüber allen äußeren Einflüssen eine gute Grundlage für das Zusammenleben. Zum Schutzengel fehlt ihr allerdings die völlige Hingabe an diesen einzigen Lebenszweck. Tante Mary wird immer zuerst an sich denken, und sei es auch nur, um anderen möglichst nützlich zu erscheinen. Sie ist wohl für einen Schutzengel letztlich nicht einfach genug.

In der Küche zum Beispiel wirkt sie nicht anders, als sei ein poliertes Barockstück aus Versehen in diesen Raum der Nützlichkeit verstellt worden.

Trotzdem will sie auch hier nicht gern zurückstehen. Und an solch einem Tage, wo der Hase die ganze Zeit quengelt, der kleine Kurt schon wieder auf seine zweite Mahlzeit wartet und Malchen einkaufen gegangen ist, muß Dorothea ihre Hilfe annehmen. Ihr Kopf ist voll genug.

„Ich weiß wirklich nicht, was es heute geben soll!“

„Laß mich nur, ich werde schon etwas finden.“

„Ach herrlich, ich möchte einmal nicht darüber nachzudenken brauchen.“

Wenig später hat Dorothea die Tante und das Mittagessen vergessen. Erst nachdem der kleine Kurt gesättigt und erneut trockengelegt ist, nachdem es sich herausgestellt hat, daß der Hase wahrscheinlich einen neuen Zahn bekommt und somit kein Grund zur Sorge gegeben ist, kommt sie wieder in die Küche.

Dort sitzt Tante Mary auf einem Schemel vor dem Herd. Er ist noch kalt

und nur ein Kochtopf steht darauf. Der dient aber nicht seinem eigentlichen Zweck, sondern ist von Tante Mary dazu geadelt worden, die Stelle eines Leseständers einzunehmen. Ein aufgeschlagenes Buch lehnt daran, einer jener gelben Bände englischer Romane, deren süßlichen Inhalt Tante Mary in mehrfachen Aufgüssen zu sich zu nehmen vermag.

Die alte Dame ist augenscheinlich tief versponnen in ihr Buch — wahrscheinlich hat der Held die Geliebte gerade zu sich auf das Pferd gezogen — jedenfalls ist der guten Tante die Brille tief auf die Nase gerutscht, ohne daß sie Zeit fände, sie zurechtzurücken. Sie lehnt dafür den Kopf steil zurück, um den rechten Sehwinkel zu finden.

Tante Marys Hände, diese weichen rundlichen Spielzeuge, sind inzwischen emsig tätig. In der Rechten steckt ein scharfes Messer, und die Linke hält ein keilförmig zugespitztes Stück Kohl. Tante Mary schneidet also Kohl in eine Schale, die auf ihrem Schoß steht.

Aber was ist denn das?

Der Kohl ist ja ganz rot, wenigstens, was davon in der Schale liegt. Und auch die linke Hand der Tante ist über und über blutig. Von dem Daumen rinnt der rote Saft in die Schale.

„Um Gottes willen, Tante Mary, was machst du nur?“

„Ich?“ Nur ungern trennen sich die alten Augen von dem Buch, und zwischen ihnen steht deutlich eine Falte des Unwillens. „Ich mache Irish Stew, siehst du das denn nicht?“

„Aber du hast dich ja geschnitten!“

„So?“ Die Augen sind schon wieder dem Buch zugewandt — die Geliebte wehrt sich gegen den kühnen Ritter —, und der Daumen wandert in den Mund.

Dorothea muß eingreifen. Am liebsten würde sie den besudelten Kohl einfach fortwerfen. Doch es ist kein anderes Gemüße im Hause.

„Entschuldige einmal, Tante Mary.“

„Bitte, mein Kind.“

Dorothea nimmt den Topf und geht zur Wasserleitung. In der Zwischenzeit erfährt Tante Mary zum vierten Male, daß die Geliebte sich nur etwas geziert hat und ihrem Glück nun nichts mehr im Wege steht.

„Sehr fein geschrieben!“ sagt sie, klappt das Buch zu und schiebt zu Dorothea hinüber. „Warum machst du dir Mühe? Ich hätte den Kohl sowieso gewaschen.“

Doch mittlerweile ist es höchste Zeit, daß der Topf auf das Feuer kommt. Danach muß Tante Marys Finger in Pflege genommen werden.

Gott sei Dank, daß Malchen gerade zurückkommt! Sie übernimmt nunmehr die Küche, während Dorothea sich um die Kleinen kümmert. Gleich darauf kommen Klaus und Peter aus dem Schnee heim.

„Hunger!“ brüllen sie, „Hunger!“ und rennen durch die ganze Wohnung, um sich die Zeit bis zum Essen zu vertreiben. Dorothea muß sie noch einmal hinaus-schicken, damit der Hase erst zu seinem Brei kommt.

Tante Marys Roman hat alles durcheinandergebracht, obgleich die alte Dame sich gern rühmt, sie könne wie Napoleon verschiedene Dinge gleichzeitig tun . . .

Als dann das Mittagessen beendet ist, dürfen Klaus und Peter mit ihren neuen Schlittschuhen auf den See, denn inzwischen hat die Stadtverwaltung eine Eisbahn abstecken lassen. Trotzdem ist Dorothea nicht frei von Sorge, als die beiden pfeifend losziehen. Uta und der Hase kommen ins Bett, und auch Tante Mary zieht sich nach dem anstrengenden Vormittag zurück. Allerdings muß Dorothea noch einmal den Finger verbinden, der jetzt zu schmerzen beginnt. Malchen wäscht ab.

Und nun kommt Dorothea zum erstenmal zu sich selbst. Bisher hat sie noch nicht einmal Zeit gefunden, jenen Brief zu lesen, den Malchen ihr auf den Frühstückstisch gelegt hat. Vielleicht hat sie ihn sich auch für diese Stunde aufgespart.

Es steht nicht viel darin, ein kurzer Neujahrsgruß des Rechtsanwalts Knebel. Wir kennen ihn schon. Aber für Dorothea bedeutet er mehr. Es ist ein Anruf aus einer anderen Welt, der ihr selbst gilt, ihr, der Frau. Nicht anders als das Geschenk, jenes Armband aus meergrünen Steinen, das sie auch am Weihnachtsabend erst einmal heimlich umgelegt hat, bevor sie es zurücksandte.

Dorothea ist ja noch so jung, ein Baum in voller Blüte. Erstaunlich, wie

schnell sie sich erholt hat, nachdem der kleine Kurt in seinem Körbchen krahlt.

Es ist immer und überall dasselbe, wo das Wachstum herrscht und der Mensch nicht mit unberufenen Händen eingreifen kann. Sobald der Tod einen Kampf verloren hat, treibt das Leben doppelt stark und fruchtbar, wie auch nach einem schweren Winter alle Pflanzen doppelt soviel Saft zu haben scheinen . . .

Dorothea sinnt noch lange über die wenigen Zeilen nach. Sie folgen ihr in jene Stunde der Ruhe, die wie ein schwerer goldener Klumpen unbeweglich in der Hast des Tages ruht, bis der goldene Schein langsam in die Seligkeit des Schlafes versinkt. — — —

Doch viel zu früh schon zerreißt seine leichte Decke. Wenn auch Malchen alles tut, um jedes überflüssige Geräusch fernzuhalten, die jämmerlichen Schreie des Hasen kann sie nicht hindern. Er ist ja noch so klein, daß Dorothea ihn nicht aus ihrem Zimmer läßt. Und nun fällt die Utasche ein, und der zweite Teil des Tages beginnt.

Mühselig ist das Leben einer Witwe, und sie wartet vergeblich auf den Lohn . . .

Nein, dieser Winter! Je länger er anhält, desto größer wird sein Schrecken.

Es mag wohl richtig sein, daß es irgendwo in der Ferne, dort, woher Karl und Melanie jetzt gelegentlich Ansichtspostkarten schreiben, Sonne gibt und fröhliche Gesichter, Schellenläuten und reine klare Bergluft, — aber der Osten leidet in dunklem Halbschlaf. Grauer kalter Nebel greift unter die Kleider, und wenn der Ostwind ihn vertreibt, gerinnt das Blut in den Adern vor diesem strengen Herrn.

Auf den Gütern und in den Bauern-dörfern haben die Menschen sich mitsamt ihren Kartoffeln eingemietet und warten mit gewohnter Geduld, daß die Erde wieder aufstaut. Gerade daß die Männer das bißchen Winterarbeit geduldig verrichten und die Frauen das Vieh nicht verkommen lassen. Sonst aber rührt sich niemand ohne Not hinaus, und die Straßen der kleinen Stadt gähnen vor Leere.

Es lohnt kaum, die Läden offen zu halten, denn woher sollen die Käufer kommen? Es gibt keine Arbeit und kein Geld. Der Oberst hat recht behalten:

Jetzt erst merkt man den verlorenen Krieg. Aus dem geplünderten Westen kommen noch immer keine Rohlen, ja selbst ein Zug nach dem anderen fällt aus. Dafür sind die Waren, die sie aus dem Reich bringen, mit übermäßigen Frachtfäßen beladen. Es sieht so aus, als solle dieses losgelöste Glied des Volkskörpers langsam absterben, weil die Sehnen und die Adern durchschnitten sind. So empfindet man es wenigstens hier und sieht mit der Sehnsucht des Verlassenen und Vergessenen nach dem Westen.

Aber auch dort scheint es nicht anders zu sein.

Der Rechtsanwalt Knebel war wieder einmal bei seinem Freunde, dem Bankier Rath, in Berlin. Herr Rath geht es nicht schlecht, nein danke, er hat sich ja rechtzeitig vorgesehen. Nur sein Zimmer mit der Milchglaswand ist jetzt verödet, die jungen Wiener Spezialisten sind größtenteils fort. Sie sind Kapellmeister geworden oder haben sich einen anderen Ort ausgesucht, wo sie wie Wespen an faulen Äpfeln nagen können.

Herr Rath selbst hat sich auf Finanzierungen umgestellt. Er ist der Hintergrund für Knebels Macht geworden. Von ihm stammt das Geld, mit dem Herr Siebert sich aus seinen Verstrickungen befreit hat, mit dem Herr Monaat seinen Betrieb über Wasser hält und Karl mit Melanie seine unterbrochene Hochzeitsreise beendet.

Gewiß, es ist nicht billig, dies Geld, aber das behauptet Herr Rath auch nicht. 18—24 % ist das Wagnis schon wert, das ein Mann auf sich nimmt, der sein gutes Geld in diesem abgeschnittenen Landstrich festlegt. Und wenn Herr Rath Knebel nicht so hochschätzen und ihm vertrauen würde, dann täte er es überhaupt nicht. Denn auch in Berlin werden gute Zinsen gezahlt. Überall ist die Gelddecke zu knapp, um den aufgeblähten Inflationskörper zu bedecken. Überall friert man nach dem Fieber der letzten Jahre. Es ist nicht abzusehen, wann der Wirtschaftskörper die gleichmäßige Wärme des gesunden Blutes wiedererlangen wird.

Ja, es ist ein schwerer Winter, und die Einzelschicksale spielen nur noch eine kleine Rolle.

Wer denkt noch, wenn er an dem Haus Hindenburgstraße 45 vorbeigeht, an das Grausen, das noch vor nicht einem Jahr die Bewohner der kleinen Stadt erschütterte? Die Hoheit des Todes, die wie eine geheime Schildwache seither vor der Tür stand, ist vor der Kälte gewichen. Es ist jetzt ein Haus wie jedes andere geworden und die Leute, die zu dem Rechtsanwalt Knebel wollen, haben eigene Sorgen im Kopf.

Dorotheas Schicksal ist vergessen.

Nur wenige erinnern sich der Witwe. Unter ihnen ist Frau Siebert, dies leichte Blatt, das der Wind einmal hierhin und einmal dorthin treibt. Nur Gott, der in die Herzen der Menschen sieht, mag wissen, was sie dort sucht.

Solche Frauen wie Frau Siebert haben das falsche Wort vom Kästel Weib aufgebracht, weil es unmöglich scheint, ihren Einfällen nachzuspüren, diesen unbeständigen und flatterhaften Schmetterlingen.

Man sollte vielleicht Frau Siebert nicht zuviel Ehre antun mit der Suche nach einer sinngemäßen Folge ihrer Handlungen. Sie hat Erfolg gehabt, diese junge Frau, und ihren alten, reichen Mann gefangen. Mit dieser Tat hat sie ein Ziel erreicht, um das sie viele beneiden, denn es ist weder eine Schande noch ein Geheimnis, daß Frau Siebert ursprünglich als Kassiererin und nicht als Hausfrau in die Adler-Apothek einge-zogen war.

Doch nun ist ihr der sichere Hafen schon wieder zu eng geworden. Wozu viele Worte? Sie ist einfach nicht glücklich. Eine glückliche Frau läßt sich führen, sie vergißt sogar, daß die Natur ihr Flügel gegeben hat. Unmerklich nimmt sie das Gleichmaß männlichen Handelns an, bis es ein Teil ihrer selbst wird, wie glückliche Eheleute sich auch äußerlich mit der Zeit immer ähnlicher sehen.

Die Liebe steuert das Lebensschiff einer Frau. Ohne Liebe treibt sie umher, jeder Woge eines plötzlich aufkommenden Gefühls ausgeliefert.

Sucht nicht nach der Lösung des Kästels Weib! Sie ist nicht zu finden. Sucht lieber, eine Frau glücklich zu machen...!

Eine seltsame Stimmung von gespannter Freundlichkeit liegt über Frau Sieberts Besuchen. Außerlich ist die große

biegsame Dorothea der rundlichen Apothekersfrau überlegen, deren betont neuzeitliche Kleidung häufig so wirkt, als sei sie nur für kurze Zeit aus einem Laden entflohen. Auch ist es Frau Sieberts Mitleid unzutraglich, daß sie immer von unten her zu Dorothea aufsehen muß.

Dafür gibt es andere Trümpfe, die Frau Sieberts Selbstbewußtsein heben. „Die arme Witwe...!“ denkt Frau Siebert, „und ich habe zwei Männer!“ Überhaupt scheint ihr Dorothea rückschrittlich mit ihrer selbstverständlichen Beschränkung auf den Kreis um das graue Haus. Fast müßte man sie verachten, zu der auch nicht ein Hauch jener neuen Luft gedrungen zu sein scheint, in der die Rechte einer selbständigen Frau so gut gedeihen.

Und doch ist Frau Siebert nicht sicher in ihrem Urteil über Dorothea. Es geht von dieser goldblonden Frau mit der glatten, blühenden Haut eine unheimliche Strömung aus, für die man im Mittelalter solche Frauen als Hexen verbrannte. Ihre Zärtlichkeit für die Kinder scheint die ganze Welt einzuschließen. Wenn sie dem Hasen über den Kopf streicht, daß das Kind sich in wonnigem Erschauern rückwärts wirft, meint Frau Siebert selbst den warmen Zauber dieser schlanken Hände zu empfinden.

Nein, man kann Dorothea nicht hausbaden nennen, auch wenn sie ihre Möglichkeiten nicht ahnen sollte, oder sich bewußt zurückhält. Gerade diese verdeckte Blut lockt mehr als die offene Flamme der bewußt zur Schau gestellten Reize.

Bisweilen versucht Frau Siebert, Dorothea aufzustacheln. Sie versucht, Dorothea auf ihre Ebene hinabzuziehen.

„Nicht wahr“, sagt sie, „im Grunde genommen sind sie ja gar nicht so, — wie soll ich sagen? — ernst oder einsiedlerisch. Darin sind wir Frauen uns doch wohl alle gleich. Was man vom Leben braucht, das muß man haben!“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, Sie verstehen mich schon... Die Zeiten sind ja Gott sei Dank vorbei, in denen die Männer nur Rechte und wir nur Pflichten hatten.“

„Ich habe offen gesagt selten darüber nachgedacht. Ich habe so wenig Zeit, und außerdem geht es mich ja wirklich nichts mehr an.“

„Das bestreite ich ja gerade. Sie dürfen sich nicht so verstecken, wie... wie ein Madonnenbild, vor dem immer ein Vorhang hängt. Oder...“ jetzt richtet sie die Pistole geradewegs auf Dorotheas Brust, „ist es Ihnen wirklich so gleichgültig, was — sagen wir einmal — Herr Knebel von Ihnen denkt?“

„Knebel...“ sagt Dorothea langsam, wie sinnend, „war ein Freund meines Mannes. Sicher ist mir sein Urteil nicht gleichgültig.“ Sie hat die Art, sich wie ein Igel zusammenzurollen, wenn ein Hund ihn anbellt. Aber das macht bekanntlich die Hunde nur noch wütender.

So auch Frau Siebert:

„Meinetwegen. Ich bin aber ehrlich genug, zu sagen, daß Knebel der einzige Mann in dieser Stadt ist, der für eine Frau wie Sie und mich in Frage kommt. Geben Sie es doch zu!“

Wie sie Dorothea abtastet! Und sonderbar, sie raubt damit der anderen Frau ihre ursprüngliche Sicherheit. Dorothea ist, ohne es zu wollen, Frau Siebert auf ihr eigenstes Gebiet gefolgt, als spielten sie ein Spiel nach gleichen Regeln. Und jetzt beginnt der Spieleifer auch Dorothea anzustechen.

Das ist es ja gerade! Man kann sich gegen das Böse nicht einmal wehren, ohne mit ihm in Berührung zu kommen...

Dorothea sieht Frau Siebert genauer an. Sie stößt auf den gleichen forschenden Blick. Beide wägen und vergleichen, wie zwei Kämpfer. Plötzlich stodt Dorothea, als sei ihr eine Waffe aufgefallen, vor der sie erschrickt.

„Warum sehen Sie mich so an?“ meint Frau Siebert halb belustigt, halb unsicher.

„Was für ein hübsches Armband Sie haben!“

Frau Siebert sieht auf ihren rundlichen Arm hinab, auf dem mehrere Armbänder in wirren Verschlingungen baumeln.

„Welches meinen Sie?“

Dabei weiß sie mit der hellstichtigen Gefühlsschärfe der Eifersucht, daß nur jenes neue mit den meergrünen Steinen gemeint sein kann.

Dorothea denkt aber gar nicht daran, ihren ungeschickten Ausfall zuzugestehen.

Ach nein, wenn sie auch ungewollt in diesen Kampf hineingezogen worden ist, einen Triumph gönnt sie Frau Siebert deshalb doch nicht. Welches Armband ist wohl das häßlichste?

„Das dünne mit den roten Steinen, das so schlicht aussieht.“

Als Dorothea sieht, wie der Hieb gefessen hat, schämt sie sich. Frau Siebert ist ganz weiß geworden vor Ärger, nur das Rot auf dem Mund und auf den Wangen bleibt gefühllos unverändert.

Wie bedauerlich, daß diese Frau so unsicher ist! Sie hätte sonst mit gutem Gewissen zu ihrer ersten Liebe stehen können, der sie dieses billige Armband verdankt. Es ist ja keine Schande, daß sie sich von ihm nicht hat trennen wollen, obgleich es nicht in die Gesellschaft der jüngeren, vornehmeren Geschwister paßt. So aber fühlt sie sich wie ertappt bei einer Liebesstunde im Dunkel eines Hausflurs.

Sie öffnet einige Male den Mund, als suche sie nach Worten, und es ist durchaus nicht abzusehen, was für eine Antwort herausgeschossen wird. Wahrscheinlich wäre es eine klare, ungeschminkte Bosheit geworden, wenn Dorothea ihr nicht zuvorgekommen wäre.

„Liebe Frau Siebert“, sagt Dorothea, und ihre Scham ist ebenso deutlich wie der Wille, den Schaden wieder gutzumachen, „wie kommen wir beide eigentlich zu solch einem sonderbaren Gespräch? Wir sind ja wie zwei Backfische.“

„Schließlich sind wir ja auch junge Frauen, oder sind Sie anderer Ansicht?“ Frau Siebert schwankt noch zwischen dem Wunsch, ihre Niederlage zu übergehen und dem Ärger, der sie zu neuem Kampf reizt.

„Ach, ich bin jedenfalls eine alte Frau“, meint Dorothea, „ich habe fünf Kinder!“

„Die man ihnen aber nicht ohne weiteres ansieht.“

„Darauf allein kommt es wohl nicht an?“

„Doch. Eine Frau ist so alt, wie sie aussieht. Und wenn Sie nicht so unvernünftig ablehnend gegen alles wären, was das Leben bietet . . .“

Dorothea schüttelt den Kopf. Sie will sich nicht wieder auf dies Gleis zerren

lassen. Aber nun ist Frau Siebert gerade auf den Geschmack gekommen, wie man so sagt. Sie reitet das Stedenpferd ihrer Weltanschauung und meint, es wäre ein edles Roß.

Eine Frau habe die Pflicht, sich jung zu erhalten an Leib und Seele, meint sie, wer gäbe ihr denn etwas für die veräumten Stunden? Die Männer sicher nicht! Darum müsse eine Frau die Zeit nutzen, in der sie noch Macht über die Männer hat. Ob Dorothea denn ihr ganzes Leben vertrauern wolle? Das sei ja geradezu gesundheitschädlich!

Immer lauter stapft Frau Siebert auf den plattesten Diesseitsweisheiten herum. Dabei vergiftet sie sogar, daß sie ja ihre Gegnerin auf dem Kampffeld der engen Stadt zum Gegenüber hat. Sie meint, um höhere Grundsätze zu kämpfen und übersieht dabei sogar die Gefahren, die sie möglicherweise heraufbeschwört.

Und wenn Dorothea auch wenig antwortet und wohl auch etwas peinlich berührt ist von diesem eindringlichen Aufden-Leib-rücken, so kann sie doch nicht übersehen, daß Frau Siebert es diesmal ehrlich meint. Erst nachdem sie gegangen ist, bleibt mit ihrem Parfüm die Erinnerung an eine Welt zurück, die nicht in das graue Haus gehört.

Klaus hat dafür ein kindlich-klares Empfinden.

„Pfui Deibel, hier stinkt's aber gemein!“ sagt er und rennt an das Fenster, um es weit aufzureißen.

Übrigens hat der Rechtsanwalt Knebel es sich im Laufe des langen, einsamen Winters angewöhnt, ab und an um die Abendstunde bei Dorothea anzuklopfen. Ein Mann wie er, auf dem die Verantwortung für so viele andere, schwächere, liegt, kann solche Stunden der Ausspannung gebrauchen.

Bei Dorothea ist Knebel nicht viel mehr als ein älterer Bruder von Klaus und Peter, denen er gern bei ihren Schularbeiten hilft.

Welche Seligkeit, wenn ihm dabei Fehler unterlaufen und die Knaben ihm bei nächster Gelegenheit das Heft mit den roten Strichen des Lehrers zeigen können.

„Jetzt habe ich aber ordentlich Angst vor Eurer Mutter“, sagt Knebel dann, und Klaus erwidert großspurig:

„Vor Mutti brauchst du keine Angst zu haben, Onkel Richard, die sagt immer, wir sollten uns vor dir schämen.“

So, also das sagt Dorothea!

Sie sagt aber auch: „Sie dürfen mir die Jungens nicht so verwöhnen, die wachsen mir eines Tages noch über den Kopf!“

Dann tut der Rechtsanwalt sehr zerknirscht, meint aber, das könne er wirklich nicht glauben, er habe überhaupt nie so wohlherzogene Kinder gesehen. „Wie Sie das machen, Dorothea, wird mir immer unverständlich bleiben. Ich habe noch niemals ein unfreundliches Wort von Ihnen gehört.“

„Vielleicht ist es nicht nötig. Wenn Kinder genau wissen, was sie dürfen und was nicht, richten sie sich von selbst danach.“

„Möglich, nur setzt es voraus, daß die Grenzpfähle richtig gesteckt sind. Und das ist gerade die Gabe, um die ich Sie beneide.“

Dorothea wendet ein, daß ein Mann diese Gabe doch in weit höherem Maße besitze, nämlich den Sinn für Gerechtigkeit, falls sie Knebel richtig verstanden habe.

„Aber ihm fehlt dafür wieder dieser sechste Sinn, sich völlig in einen anderen Menschen hineinzudenken. Ein Mann will wohl meistens gerecht sein, eine Frau wie Sie ist es aber von Natur. Sie kann gar nicht anders.“

Dorothea schweigt darauf, sie weiß wohl wirklich keine Antwort.

„Sie erinnern mich manchmal lebhaft an meine Mutter“, fährt Knebel nachdenklich fort, „obgleich sie beide äußerlich so verschieden sind, wie wohl nur zwei Menschen sein können.“

„Lebt Ihre Mutter noch?“

„Ja, in einem kleinen Dorf oben im Moosbruch. Sie kann sich nicht entschließen, es zu verlassen.“

„Das kann ich gut verstehen, man hat nur eine Heimat.“

„Ja und nein. Für mich ist dort oben nicht die Heimat.“

„Warum nicht?“

„Es kommt wohl darauf an, unter welchen Verhältnissen man aufwächst ... Ich dachte schon als Junge immer: dort

hinten, wo morgens und abends die Kleinbahn vorbeifuhr, fängt die Welt erst an. Ihre Welt, Dorothea, wartete auf Sie schon seit Jahrhunderten, noch ehe sie geboren wurden. Ich mußte die meine erst schaffen, das ist der Unterschied.“

„Ich habe meine eigentliche Welt auch erst schaffen müssen ... oder nein, sie wurde mir geschenkt. Die Welt, die seit Jahrhunderten auf mich wartete, wie Sie sagen, habe ich dafür aufgegeben.“

„Und doch bleibt es Ihre Heimat!“

„Nein!“ sagt Dorothea fast heftig. „In dem Sinn, den Sie meinen, nicht. Lindenhof ist nur der Ort, an den ich von Bluts wegen hingehöre, wenn Sie das verstehen. Ich will einmal dort begraben sein, nicht mehr.“

Nun sinnen sie beide ihren Gedanken nach und wissen nicht mehr, woher sie eigentlich kamen. Und beide wagen es nicht, weiterzugehen, denn auch das Ende ist unbestimmt.

„Als ich einmal noch ganz klein war, hatte ich mich im Moor verirrt“, fängt Knebel nach einer Weile wieder an. Aber er will wohl nicht davon erzählen, die Worte kamen mehr aus der Stimmung als aus dem Verstand. „Man läuft immer im Kreise, wenn man sich verirrt hat, ist das nicht sonderbar?“

Woran denkt der Rechtsanwalt nur? Seine Worte sind ja leeres Geschwätz, unwürdig eines Mannes, der es gelernt hat, in gerader Richtung durch das Gestrüpp verwickelter Rechtslagen zu finden.

Er scheint es selbst zu bemerken. „Sie müssen mich entschuldigen, Dorothea, ich bin heute ein schlechter Gesellschafter. Aber es ist so erholend, einmal vor einem Menschen sprechen zu können, von dem man weiß, daß er keine rednerischen Leistungen erwartet. Es ist scheußlich, sich immer selbst anpreisen zu müssen. Aber die Menschen wollen es nicht anders. Nur wenn man immer wiederholt: Ich bin groß und du bist klein ... , dann glauben sie es. Vor Ihnen allerdings“, Knebel lacht ein wenig, „dürfte es wenig Zweck haben. Da muß man sich so geben, wie man ist, und hoffen, daß Sie das Beste daraus machen.“

„Sie sind einfach überarbeitet.“

„Vielleicht ein wenig. Aber das geht vorüber. Jetzt, seitdem ich mich ab und an wieder bei Ihnen erholen darf, habe ich keine Angst mehr. Ich habe Ihnen viel zu danken, Dorothea.“

Damit steht er auf und beugt sich über ihre Hand.

Frau Siebert — Tante Mary, welche grundverschiedene Naturen! Sie verachten sich gegenseitig von Herzensgrund.

Tante Mary fragt nach Frau Sieberts Besuch: „Was will diese kleine Person eigentlich immer bei dir?“ Und Frau Siebert sagt zu ihrem Mann: „Weißt du, Alterchen, für die Frau Pahlzow habe ich nun einmal etwas übrig, ich kann nichts dafür. Aber da ist eine alte Tante! Die ist so richtig aus eurer vermufften Zeit. So etwas gibt es sonst nur noch im Panoptikum.“

Tante Mary — Frau Siebert, zwei Stimmen in Gottes Chor, wie sie gegenseitlich nicht gedacht werden können. Dabei singen sie beide dasselbe Lied, wenn auch in sehr verschiedenen Tonlagen und Harmonien.

Tante Marys Stimme gleicht der Flöte, jenem lustigen Instrument des Rokoko, deren Aufgabe es ist, die eigentliche Melodie in eiligen Läufen zu umwinden. Frau Siebert dagegen ist ein Abbild des Tonbewußtseins ihrer Zeit, eine gestopfte Trompete, grell, unnatürlich, bisweilen schreiend, eine verhinderte Fanfare der Aufrichtigkeit.

Aber es bleibt dasselbe Lied, das ewige Lied vom Mann, über den nur die glückliche Frau nicht viel spricht.

Wie soll sich Dorothea vor den platten Wahrheiten der beiden schützen? Denn natürlich haben die beiden Frauen recht und Dorotheas eigener Standpunkt hat sie schon zu diesem Erlebnis mit dem Armband geführt. Oder glaubt ihr, daß eine Frau sich über solch einen Anblick freut?

Nein, Dorothea hat sich nicht getraut, und die Wunde wird lange nicht heilen, wie das Wunden so eigen ist, die man bewußt vernachlässigt.

Vielleicht wird sie sogar einmal größer werden als jene Wunde, die Dorothea mit dem Bewußtsein pflegt, das Beste zu bewahren, was ihr geblieben ist.

Aber all dies liegt noch im Dunst der Zukunft...

Dagegen bringen diese Tage, in denen man schon auf den Frühling zu hoffen beginnt, obgleich man genau weiß, daß es noch für lange Zeit vergeblich ist, eine freudige Ablenkung für Dorothea.

Kurts Vater hat sich in einem seiner seltenen kurzen Briefe zu einem längeren Besuch angefragt. Der alte Herr hat jetzt wieder die Möglichkeit zu reisen, seitdem seine Staatsrente wieder ein sicherer Unterhalt geworden ist, den nicht schon der nächste Tag verzehrt.

Er bringt eine frische Luft in das graue Haus.

Das ist ein ehrlicher Riese, dieser Förster außer Diensten, dem man den früheren Waldläufer schon an seinen gleichmäßig ruhigen Schritten anhört. Er könnte fast ein Bruder von Malchen sein, wenn er sich auch gegen einen solchen Vergleich heftig zur Wehr setzen würde. Denn in ihm lebt ohne jede Tarnung der Stolz des einfachen Mannes, dem es gelungen ist, für immer in die gute Stube zu ziehen, in der die Mutter nur zu Festzeiten die Überzüge von den Möbeln zu entfernen pflegte. Durch die neue Zeit, diese seltsame Zeit, die alle Unterschiede ausgleichen will und dabei die Kluft zwischen arm und reich unmäßig weit aufreißt, tapft er mit der Rüstigkeit eines Artiers, ohne überhaupt nur ihren Hauch verspürt zu haben. Er mißt die Welt noch unbekümmert nach Fuß und Zoll und verachtet die eintönigen Zentimeter, die nur der Dummheit und Faulheit Vorschub leisten.

„Tochterchen“, sagt der alte Mann, „das hätte ich mir auch nicht gedacht, daß ich noch einmal den Kurt überleben würde. Aber es sollte ja wohl nicht anders sein, und leid ums Geld für seine Ausbildung tut es mir auch jetzt noch nicht. Er hatte es ja zu was gebracht, wenn's auch nicht für lange war.“ Bei dieser kleinen Rede läuft eine Träne langsam an dem Fels der Nase entlang, ohne daß er sich müht, sie zu verbergen oder zu hindern. Eine natürliche Quelle ist aufgebrochen, es ist nichts Fehlerhaftes an ihr. „Aber du machst mir Sorge, Tochterchen, ich kann dir nicht helfen, für mich langt es knapp alleine.“

Und du bist nicht gewohnt, es schwer zu haben.“

„Aber Vater“, meint Dorothea, „ich finde mich schon zurecht.“ Und doch ist es gut sein im Schatten dieses alten Baumes, der dem Uhorn in Lindenhof mit seinen tiefen Ästen gleicht.

„Laß nur Tochterchen, ich weiß das besser. Pferde werden krank von zuviel Arbeit, und da soll es bei den Menschen anders sein? Und eine Frau, die hält schon gar nichts aus, wenn sie keinen hat, der ihr hilft.“

Will denn der alte Mann auch damit anfangen? Dorothea sieht ihn mit solch einem wehen Blick an, daß er es verstehen muß.

„Ich meine es ja nur gut, mein Kind.“ Seine tiefe Stimme ist wie das Rauschen des Waldes, in dem kein kleinlicher Ton aufkommt, „ich weiß, du und Kurt, ihr wart zwei, wie sie zusammen gehören. Das sieht man schon an euren Jungens.“

Die erste Gefahr ist behoben. Wenn der alte Mann von seinen Enkeln anfängt, hört er nicht so schnell wieder auf. Sie scheinen ihm den Verlust des Sohnes ganz zu ersetzen. Manchmal glaubt Dorothea sogar, er habe Kurt um der Kinder willen aus seinem Gedächtnis gestrichen. Vielleicht ist es auch nicht anders, als daß in diesem großen Kopf nur das Gegenwärtige Platz hat, denn auch von seiner verstorbenen Frau spricht der alte Förster nie. Entweder er erzählt von seiner eigenen Jugend, oder er ist mitten im Heute. Dazwischen klafft eine Lücke, als habe eine höhere Hand aus dem Buch seines Lebens einen Teil herausgerissen.

Zu Klaus und Peter findet er sofort ein gutes Verhältnis, das zwischen Kameradschaft und strengem Rangunterschied liegt, oder beides in sich vereinigt. Ihnen gegenüber kehrt er den altgedienten Soldaten heraus.

Das ist nun zwar gar nicht zeitgemäß, im Gegenteil, selbst das Soldatenpielzeug ist aus den Schaufenstern verschwunden, aber darum schert der alte Mann sich einen Dreck, wie er selbst zu sagen pflegt, und als sei es selbstverständlich, findet er bei den Jungens Anklang.

Dorothea traut ihren Ohren kaum, als sie an einem Sonntag nachmittag, während die kleinen Kinder schlafen sol-

len, plötzlich die gewaltige Stimme ihres Schwiegervaters in seltsam abgerissenen Stößen durch das Haus dröhnen hört, als polterten Felsblöcke zu Tal.

Dies ist gegen jede Ordnung, und wenig später kommt schon Tante Mary empört hercinstürzt:

„Was ist los? Was macht der Mensch?“

„Ich weiß es nicht, aber ich denke, es wird gleich wieder aufhören.“

Dorothea ist immer ein wenig in Angst, daß diese zwei alten Menschen einmal zusammenstoßen, diese Schiffe, die beide unwiderstehlich den einmal angenommenen Kurs halten.

„Kannst du das aushalten? Ich glaube, er ist verrückt geworden. Er hat heute schon sechs Zigarren geraucht!“ Diese Zigarren sind es, gegen die Tante Mary besonders empfindlich ist.

Dorothea lächelt, was soll sie auch machen?“ Ich glaube, Vater ist es gewöhnt. Die Zigarren werden ihm nichts schaden.“

„Ich werde einmal nach dem Rechten sehen!“

„Am Gottes willen, laß mich doch gehen!“

„Nein, du bleibst liegen, das fehlte noch, daß dein Schlaf gestört würde.“

„Aber Tantchen, er ist es doch schon längst.“

Wieder poltert draußen die Stimme, aber nun werden die Töne unterstrichen durch ein Krachen, als schließe jemand auf den Fußboden.

Tante Mary ist nicht mehr zu halten, und Dorothea läßt dem Schicksal ergeben seinen Lauf. Es ist bisher immer gut gegangen, und man kann auch nicht sagen, daß ihr Schwiegervater unhöflich gegen die Tante sei, obgleich sie ihn ein wenig von oben herab behandelt. Vielleicht sind Dorotheas Sorgen überhaupt ungegründet und die beiden verstehen einander ganz gut. Sie stammen ja beide aus derselben Zeit.

Als Tante Mary auf den Flur kommt, bietet sich ihr folgender Anblick: Der alte Herr Pahlzow, Klaus und Peter stehen auf der entgegengesetzten Seite des Ganges in einer Reihe hintereinander ausgerichtet. Jetzt öffnet der Riese den Mund, er reißt ihn soweit auf, daß sein

Bart mit den Spitzen bis zu den Augen reicht:

„Achtung, Abteilung Marsch!“

Krachend marschieren die drei los, der alte Mann voran. Man merkt es seinen Beinen an, daß sie Bewegungen auszuführen trachten, die ihnen genau bekannt sind, ja, die sozusagen selbständig vor sich gehen sollten. Nur ist auf dem Wege zwischen Wollen und Glied eine Unterbrechung eingetreten, wahrscheinlich in den Gelenken. So fliegt das rechte Bein mit dem Fuß höher, als der Schenkel es eigentlich zuläßt, während wieder der linke Schenkel sich fast bis zur Waagerechten erhebt, während das Bein vom Knie ab herunterhängt. Ein gespenstischer Marsch ist das im Halbdunkel des Flurs, man muß lachen und könnte weinen vor den vergeblichen Anstrengungen dieses ehrlichen Willens, der nicht anerkennen will, daß seine Macht gebrochen ist.

Den alten Herrn Pahlzow aber stört es nicht, ebensowenig wie Klaus und Peter, die mit Feuereifer dabei sind. Sie sehen nicht einmal Tante Mary, denn kurz vor ihr am Ende des Ganges reißt der alte Mann seinen Mund wieder mächtig auf:

„Abteilung halt! Ganze Abteilung — kehrt!“

Bum, bum, bum! Sechs Füße stampfen, und unversehens sieht Tante Mary nur noch einen unformig breiten Rücken vor sich. Aber sie weiß sich zu helfen. Ihre kleine energische Hand packt zu, und wie nach einem neuen Donnerkommando die Abteilung wieder abrücken will, zeigt es sich, daß der Führer nicht mitkommt.

Empört dreht er sich um. Einen Augenblick denkt Tante Mary, der breite

Mund vor ihr würde sie gleich mit einer Lawa von Gewalttönen zudecken, so daß sie sich schon die Ohren zuhält. Aber es ist nur ein herrlich frisches Lachen, das hinter den kräftigen Zähnen des alten Mannes hervorquillt, wie Wasser, das über Stromschnellen springt.

Jetzt erst kommt Tante Mary zu sich und zieht den Morgenrock fester zusammen. Sie vergißt, daß es fast dunkel auf dieser Seite des Flurs ist, zumal im Schatten des Riesen.

Klaus und Peter marschieren inzwischen weiter.

„Halt!“ ruft der Alte ihnen nach, aber es ist nicht mehr die richtige Kommandostimme. Und zu Tante Mary: „Ich habe nämlich bloß die Jungens ein bißchen eingeschwungt, entschuldigen Sie schon. Aber das wächst ja heutzutage auf wie die Zigeuner, nicht die einfachsten Kommandos kennen sie.“

„Muß das gerade jetzt sein, wo meine Nichte und die Kinder schlafen wollen?“

„Nein, natürlich nicht. Das alte Soldatenblut ist mit mir durchgegangen ... Na denn: Wegtreten!“ Er selbst verbeugt sich und öffnet Tante Mary die Tür.

Die alte Dame ist schließlich doch froh, daß sie so billig aus dem Abenteuer herausgekommen ist.

„Und ich habe doch recht. Die Zigarren sind daran schuld.“ Damit endet ihr Bericht. Aber es scheint, als sei sie nicht richtig böse.

Und nachdem die Kleinen sich ausgeschrien haben, kommt endlich jene Ruhe über das Haus, die sich für den Tag des Herrn ziemt ...

Fortsetzung folgt.

Dichter des Ostens

Gottfried Rothacker



„Wir deutsche Menschen im Osten stehen für eine Gemeinschaft, die sich durchgerungen hat durch ein ganzes Jahrtausend und die schon im Augenblick des letzten Zusammenbruchs begonnen hat, sich ihre endgültige Form zu schaffen. Wir stehen für diese Gemeinschaft und wollen nun auch, daß diese Gemeinschaft für uns steht. Dafür kämpfen wir, dafür leiden wir und dafür werden wir siegen! Denn ich kenne nur ein Glück, das Glück, ein Deutscher zu sein, einer des deutschen Ostens, des großen heiligen, ewigen deutschen Ostens, dem wir leben und sterben und dem wir immer wieder auferstehen, ein Schicksal tragend, das in uns begründet und beschlossen liegt.“

Dieses schöne Bekenntnis zur heiligen Pflicht des Deutschen im Osten steht über dem Werk des Dichters Rothacker, einer Pflicht, die er selbst in sieben Jahren als Wanderlehrer eines deutschen Schutzverbandes und dann als freier Schriftsteller in einem Sprachgrendorf seiner sudetendeutschen Heimat erfüllte. Als Sohn eines Gewerbetreibenden 1901 in Troppau, dem damaligen österreichischen Schlesien, geboren wurde ihm das Erbe seiner bäuerlichen Vorfahren zu dieser Pflicht des geistigen Ringens um den ewigen deutschen Osten, wie es in seinem Buch „Das Dorf an der Grenze“, das heute bereits mit einer Auflage von 120 000 zum Gemeingut des Volkes geworden ist, seinen schönsten Ausdruck fand.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Stuttgart grüßt den Südosten

Von der Jahrestagung 1938 des Deutschen Auslandsinstitutes

Die Jahrestagungen des Deutschen Auslandsinstitutes in Stuttgart haben in ständig wachsendem Maße in den letzten Jahren den Charakter von Kundgebungen des gesamten Deutschland aus dem Auslande getragen. Sie sind damit weit über den Rahmen der Bezeichnung „Jahrestagung“ hinausgewachsen, wie ja die Arbeit des Institutes ebenfalls immer stärker den Boden der rein theoretischen, wissenschaftlichen Arbeit verlassen hat und durch praktische Arbeit und die Anknüpfung lebendiger Beziehungen zum Deutschland im Ausland zu einer Zentrale der Volkstumsarbeit überhaupt geworden ist.

Die Geschichte der Entwicklung des Auslandsinstitutes ist ein getreues Spiegelbild der Entwicklung, die der Volkstumsgedanke, die Miteinbeziehung unserer deutschen Volksgenossen im Ausland in den Blutkreislauf unseres Denkens genommen hat. Als das Institut im Jahre 1917 gegründet wurde, zeigten sich gerade die ersten Früchte des großen volksdeutschen Erlebens, das für Millionen deutscher Soldaten und auch Millionen Volksgenossen in fremdvölkischen Siedlungsgebieten der Weltkrieg war. Denn die Kunde von dem Deutschland in den baltischen Staaten, in den damals noch zu Rußland gehörenden polnischen Gebieten, in Siebenbürgen, Ungarn und Ostgalizien drang erst durch das Erlebnis in die breiten Massen des deutschen Volkes, das die deutschen Soldaten hatten, wenn sie nach Wochen und Monaten heißen Kampfes und schwerster Mühsalen in fremdvölkischen Landen plötzlich in saubere Dörfer kamen, aus denen ihnen Menschen in überströmender Freude entgegenjubelten und sie in schwäbischer oder pfälzischer oder hessischer Mundart willkommen hießen. Damals wurden die ersten, tiefen Wurzeln zum Werden der Volksgemeinschaft geschlagen, die heute schon so tief in unser Bewußtsein eingegangen ist.

Es ist deshalb kein blinder Zufall, sondern vielmehr ein Symptom, daß in jenen Jahren auch das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart entstand. Mag auch der Grundgedanke für seine Gründung stark von dem systematischen Aufbau einer Arbeit für das Überseedeutschtum ausgegangen sein, also seine erste Verankerung im Kolonialgedanken gefunden haben, so war doch von Anfang an der Blick sehr stark mit auf das in Europa lebende Auslandsdeutschtum gerichtet, das in den späteren Jahren in immer stärkerem Maße die Arbeit des Institutes bestimmte.

In den Jahren der Systemherrschaft haben einzelne Mitarbeiter und Freunde des Institutes die Arbeit wohl fortentwickeln und erhalten können, im ganzen konnte aber der Durchbruch zu einer höheren Ebene des Schaffens nicht gefunden werden. Vor allem fehlte damals bei den höheren Staatsstellen völlig das Verständnis dafür, daß über die Sammelarbeit von Wissenschaftlern und Spezialisten hinaus die Arbeit des Institutes nur dann einen Erfolg haben kann, wenn lebensvolle Beziehungen zum deutschen Volkstum im Ausland einerseits und zur deutschen Volksgemeinschaft im Reiche selbst andererseits hergestellt werden können.

Wenn wir also von dem Fronterlebnis des Weltkrieges als dem eigentlichen Antrieb zu einer systematischen Volkstumsarbeit durch das Deutsche Auslandsinstitut sprechen können, so hat doch erst der volksgemeinschaftliche Gedanke der nationalsozialistischen Revolution, die Befähigung des Deutschland in aller Welt auf seine blutgebundenen Werte dieser Arbeit ihre eigentlichen Ziele gesetzt und festen Grundlagen geschaffen. Adolf Hitler selbst hat diese Verpflichtung für das Institut und seine Arbeit aufgestellt, indem er der Hauptstadt des Schwabenlandes, Stuttgart, im Jahre 1936 den Namen „Stadt des Auslandsdeutschtums“ verlieh.

Tatsächlich ist von allen deutschen Städten keine andere in demselben Maße vom Schicksal dafür bestimmt, eine Heimstätte des Auslandsdeutschtums zu sein, wie Stuttgart. Denn das Schwabenland hat in allen Jahrhunderten der deutschen Geschichte immer das meiste Blut ins Ausland abgegeben. Aus den Chroniken vieler Dörfer dieser deutschen Landschaft ist zu ersehen, daß aus ihnen insgesamt mehr Familien in die Fremde gezogen sind, als heute in dem Dorf wohnen. Die Schwabenzüge in fast alle Länder Ost- und Südosteuropas, über See in fremde Erdteile sind immer der markanteste Ausdruck des deutschen Willens zu kulturschöpferischer Arbeit im Ausland, aber auch der Ausdruck deutscher Raumnot im eigenen Lande gewesen. Und nur die Hauptstadt des deutschen Landes, dessen Kinder die stärksten Pfeiler deutscher Geltung im Ausland geworden sind, kann auch das Symbol der alten Heimat für diese Deutschen draußen sein.

Die Stadt Stuttgart ist sich dieser ihrer hohen Aufgabe jetzt auch voll bewußt. Ihr Gesicht hat sich in den letzten Jahren danach geprägt. Das Ehrenmal der deutschen Leistungen in aller Welt, das in Stuttgart im Jahre 1936 eingeweiht wurde, legt eindringlich Zeugnis von dem tiefen Ernst, mit dem die Stadt an die Erfüllung ihrer Aufgabe gegangen ist. In den Stockwerken dieses Ehrenmales, das in dem Bau eines ehemaligen Königschlosses eingerichtet wurde, kann man in stundenlangen Betrachtungen ein umfassendes Bild von der deutschen Aufbauarbeit in aller Welt erhalten, das einem durch Bilder, Modelle, Karten und Statistiken übermittelt wird. Aber nicht nur das, sondern auch das häusliche Leben des Deutschtums in fremden Ländern erscheint lebendig vor uns. Alle deutschen Volkstrachten des Auslandes werden an fast lebensgroßen Modellen gezeigt. Zahlreiche Bauernmöbel, ja ganze Bauernstuben mit der Herrgottsede, dem breiten Ofen, den Bettstellen und dem hochgeschichteten Bettzeug — nicht Nachbildungen, sondern Originalstuben! — sind in den Räumen des Ehrenmales aufgebaut und vermitteln ein einzigartiges Bild von Sitten und Häuslichkeit deutscher Volksgenossen im Ausland.

Der Gast, der zu einer Tagung des Auslandsdeutschtums Stuttgart aufsucht, stößt

auf Schritt und Tritt auf Beweise des Eifers, mit dem die ganze Stadt sich der Pflege des Gedankens an das Deutschtum im Ausland widmet. Schon am Bahnhof grüßen von der gegenüberliegenden Hauswand in riesigen Leuchtbuchstaben die Worte „Stuttgart grüßt das Auslandsdeutschtum“ den Ankömmling. Zu jedem Fest der Auslandsdeutschen leuchten von hohen Fahnenmasten die Wappen und Namen von Städten und Landschaften, in denen deutsches Volkstum schon seit Jahrhunderten eine neue Heimat gefunden hat. In den Gaststätten künden große Wandbilder oder Modelle von den Schwabenzügen in die Ferne, von deutschem Boden in Übersee und in europäischen Ländern. Hier weiß man etwas vom Deutschtum draußen, hier ist man stolz, es gastlich empfangen zu dürfen.

Es ist natürlich, daß bei einer so gearteten Hingabe an das eigene Volkstum die Heimkehr der Ostmark in das Großdeutsche Reich hier einen ganz besonderen Widerhall gefunden hat. Denn aus dem Schwabenlande floß ja auch der große Strom der deutschen Bauern, die in den Jahrhunderten des Bestehens des Habsburgreiches sich dort unter fremden Völkern eine neue Heimat schufen. Von Stuttgart, der Hauptstadt des Schwabenlandes, ging die Sorge um das Wohl und Wehe dieses deutschen Volkstums damals an Wien über, in Wien hielten die „Ulmer Schachteln“, die deutsche Bauern mit Rind und Regel auf der Donau in den Südoften trugen, zum letzten Mal auf rein deutschem Boden. So zeigte das deutsche Bauerntum im europäischen Südoften eine zweifache Verbundenheit, einmal mit Wien als der Hauptstadt seines Reiches, und dann mit dem Deutschen Reich als seiner Stammheimat, und hier wieder am stärksten mit dem Schwabenland und seiner Hauptstadt.

Die Wiedervereinigung Wiens und Stuttgarts in einem Reich gab der diesjährigen Jahresversammlung des Deutschen Auslandsinstitutes ihre besondere Weihe. Reichsstatthalter Seyß-Inquart und der Oberbürgermeister der Stadt Wien, Dr. Neubacher, waren selbst erschienen, um damit zum ersten Male einer deutschen Stadt auf dem Gebiete des Altreiches einen Besuch abzustatten und Stuttgart die Grüße der Deutschen Ostmark zu überbringen. Nur ein Reich gibt es hinfort, an das die Deutschen in allen neuerschaffenen und alten Ländern des euro-

päischen Südostens als an ihre Stammheimat denken können, das Großdeutsche Reich. Und damit sind Wien und in demselben Maße auch Stuttgart neue Aufgaben für das deutsche Volkstum erwachsen.

Über der erhebenden Feier dieser neu-geschaffenen Einheit wurde auf der Jahrestagung auch in zwei Richtungen praktische Arbeit geleistet. Die Arbeitsgemeinschaft für Pflege der Sippenkunde und die Arbeitsgemeinschaft für das deutsche Zeitschriften- und Zeitungs-wesen im In- und Ausland traten zu zweitägigen Beratungen zusammen. Die Arbeitsgemeinschaft für Sippenkunde brachte neben zahlreichen Anregungen und Hinweisen ein wertvolles praktisches Ergebnis: den Beschluß, für jede Sippe im Auslandsdeutschtum einen Sippenhof im Reich zu schaffen. Dadurch ist der Gedanke, der für die Verleihung des Namens „Stadt des Auslandsdeutschtums“ an Stuttgart maßgebend war, sinngemäß vom Volk auch auf die Familie angewendet. Die Beratungen der deutschen Pressenänner aus dem In- und Ausland brachten neben der sehr wertvollen Anknüpfung persönlicher Beziehungen insbesondere eine Neuorientierung über die Lage des deutschen Volkstums im Ausland und sein Schicksal unter den neuen politischen Verhältnissen in Europa. Der Wert solcher Neu-

orientierungen ist in Anbetracht der schnellen politischen Entwicklung zweifellos von besonders großem Vorteil.

Eine Erkenntnis gewann man aus dem mehrtägigen Zusammensein mit den deutschen Volksgenossen aus dem Ausland bei der Tagung in besonders hohem Maße: daß der Liberalismus auch bei unseren Volksgenossen draußen entthront ist! Die Denkungsart, die man früher so oft antraf, daß das eigene Schicksal auch maßgebend ist für die Festigkeit der Verbindungen zum deutschen Volk im Reich, ist im Sterben. Die Deutschen draußen wissen, daß sie als einzelne Gruppe nicht für das ganze deutsche Volk der Nabel der Welt sind, daß das Schicksal des großen deutschen Volkes und des Reiches schließlich immer und überall an der ersten Stelle stehen muß. Das sind von der Vorsehung in jeden durch das gemeinsame Blut hineingelegte Bindungen und Verpflichtungen. Dabei mag der einzelnen Gruppe oft eine harte Zeit beschieden sein. Heute aber weiß man, daß alles ertragene Leid, alle noch bevorstehenden Prüfungen einen tiefen Sinn haben. Denn die Geschichte Deutschlands und des deutschen Volkes ruhen in Händen, die wie keine je zuvor deutschem Volkstum die Treue halten, mag es auch noch so weit entfernt wohnen: es sind die Hände des Führers! hw.

Schweden und der Osten

Das Ostlandreich der Goten - Die baltische Herrschaft der Wasas und die großen Pläne Karls XII. - Russenfurcht und Ostlandsehnsucht

„Till österlandet vill jag fara!“ — Ins Ostland will ich fahren! so heißt es in einem alten schwedischen Volkslied, wohl aus der Wikingerzeit. Seit Urzeiten hat es die Schweden nach dem Osten gelockt, die große Ostlandsfahrt um die Wende der Zeitrechnung unterschied sich von früheren nur durch die weltbewegende Wirkung im Lichte der abendländischen Geschichte. Wenn die Schweden nach Süden, ans Mittelmeer gelangen wollten, so nahmen sie den Weg über die Weichsel und den Dnjepr ans Schwarze

Meer. Dort hatten die Ostlandsfahrer, die um die Zeitenwende aus Appland und der Insel Gotland aufgebrochen waren, im 2. Jahrhundert bereits eine feste Herrschaft errichtet, die sie in den nächsten zwei Jahrhunderten über einen großen Teil von Russland ausbreiten konnten. Ein lebhafter Verkehr zwischen den Schwarzen Meer-Gebieten und der Ostsee war die Folge, während sich in diesem schwedischen „Dominion“ eine eigenartige südöstlich abgewandelte Kultur, die „gotische“, entwickelte. Für das Mutter-

land wurde das Gotenreich in Südrusland eine Quelle mächtig ausblühenden Wohlstandes.

Durch den Hunnensturm ging diese „Besitzung“ verloren. Doch während die Goten im Westen Europas, in Spanien, und besonders unter ihrem großen Führer Theoderich in Italien, den gotischen Namen zur Unsterblichkeit erhoben, war auch die Heimat, mit der sie übrigens nie die Verbindungen verloren hatten, nicht müßig geblieben. Die Insel Gotland hatte sich zur Beherrscherin der Ostsee entwickelt; dank ihrer ausgezeichneten Lage nahm sie hier eine ähnliche Stellung ein wie die britische Insel im Atlantik. Noch war das Reich Theoderichs des Großen nicht dahingesunken, als der alte Weg nach dem Schwarzen Meer bereits wieder lebhaft benützt wurde. Die Bewohner Gotlands waren nicht nur einfache Bauern, die bloß den Pflug führten. Sie waren in allen Handwerkskünften bewandert und auch gewohnt, Steuerruder und Segel zu handhaben. Sie waren Unternehmer, die ihre Wikinger-Kauffahrtschiffe für Fernfahrten nach dem Osten ausrüsteten. Zur Sicherung des Handelsweges waren feste Plätze errichtet worden, die teilweise auf dem alten „Gotenwege“ lagen, teils weiter östlich an die Wolga führten, auch hier uralten Spuren folgend; Nowgorod, damals Holmgord genannt, Bzeloziw, Kostow, Murom, Polotzk, Smolensk, Tschernigow, Kiew, damals Raenugord, waren solche Stützpunkte. Das Ostland wurde auch *Gordarika* auf den schwedischen Runensteinen genannt und Runensteine, oder runenbedeckte hölzerne Denksäulen in den weiten Ebenen Ruslands bezeugen, daß die Ostlandsfahrer die Sitte ihrer Heimat nicht vergessen hatten. Bis zu den Arabern, den „Sarken“ der Wikingersprache, waren sie vorgestoßen, mit denen ein lebhafter Handelsverkehr gepflogen wurde. Waren die Wikingerschiffe doch sogar bis ins Kaspiische Meer vorgedrungen. So erwarben sich die Schweden eine genaue Kenntnis von Land und Leuten und übernahmen schließlich die Herrschaft über das unermesslich weite Land, das schwedische Organisationskraft und Gesetzgebung zu einem Staat gestaltete. Auch der Name Rusland stammt von einer schwedischen Landschaft, bzw. ihren Bewohnern. Holmgord-Nowgorod im Norden, Raenugord-Kiew im Süden waren die Hauptstädte dieses schwedischen Ostreiches. Schwe-

disch blieb lange Zeit die Umgangssprache der führenden Schicht: Olga und Igor sind lediglich slawifizierte Formen der schwedischen Namen Helga und Ingvar. Doch die Oberschicht wurde immer dünner, wohl saßen die Abkömmlinge Ruriks bis 1598 auf dem russischen Thron, aber das schwedische Element war im slawisch-asiatischen Menschenmeer untergegangen, das nunmehr von den aus Asien eingebrochenen Tataren mit despotischer Gewalt beherrscht wurde.

+

Schweden hielt freilich den Blick weiterhin auf den Osten gelenkt, der nie aufhörte schwedische Phantasie und Gestaltungskraft zu reizen, und versuchte Rusland politisch an sich zu knüpfen. Polens König war damals Sigismund, der älteste Enkel Gustav Wasas, Vetter Gustav II. Adolfs. 1609 besetzten verbündete schwedisch-polnische Truppen Moskau, um die Wahl eines schwedischen Prinzen zum russischen Zaren durchzusetzen. Der Plan mißlang, es kam Michael Romanow zur Herrschaft. Unter Gustav II. Adolf war es indessen den Schweden gelungen, das ganze Baltikum wieder an sich zu bringen, Nowgorod wurde wieder besetzt und der Frieden von Stolbowa 1617 bekräftigte, daß Rusland nunmehr gänzlich von der Ostsee abgedrängt war.

Diese baltische Herrschaft war als Grundstein eines weitausgreifenden Unternehmens gedacht: über ganz Rusland hinweg schweifen wieder die Blicke bis nach Persien, und das in anderer Weise berühmt gewordene Narwa war als Zentrum eines neuen Fernosthandels ausersuchen . . .

Doch ein Jahr nach dem Frieden von Stolbowa nahm die germanisch-europäische Katastrophe, die man als Dreißigjährigen Krieg zu bezeichnen pflegt, ihren Anfang, ein Verhängnis, das das neu erwachte Geschichtsbewußtsein des Deutschen Volkes in seinem ganzen Ausmaß erst heute wieder zu erfassen beginnt. Dasselbe Verhängnis lastete in den folgenden Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag auch über der Geschichte des nordgermanischen Kulturkreises.

+

Der westfälische Friede brachte Schweden großen Machtzuwachs, jedoch keinen Frieden, dessen es so dringend bedurfte, um seine

Stellungen im Osten zu festigen. Dies war eine Aufgabe, umfangreich genug, um allein die Kräfte eines Reiches völlig zu beherrschen. Doch vor die dreifache Aufgabe gestellt, nach dem Untergang des Deutschen Reiches ein zerrissenes Mittel-Europa neu zu gestalten, den uneinigen Norden zur Einheit zu zwingen und Europa vor dem Ansturm aus dem Osten zu schützen, daran zerbrach nicht nur seine Kraft, sondern es wurde überhaupt aus der Reihe der geschichtsgestaltenden Mächte gestrichen. Darüber können die titanenhaften Leistungen des schwedischen Volkes unter Karl XII., dem Allgegenwärtigen, dem strategischen Genie, dem unbeugsamen Willensmenschen, seine glänzenden Siege bei Narwa u. a. über die russischen Heereshorden des Zaren Peter, sein legendärer Argonautenzug nach dem Sitz des osmanischen Sultans, nach Konstantinopel, nicht hinwegtäuschen. Der sogenannten Großen Nordischen Krieg brachte weder Dänemark noch Schweden die Vormachtstellung. Sein Ergebnis war vielmehr das Vordringen des russisch-asiatischen Ostens an die Ostsee, das *mare germanicum*, und damit den Untergang eines Teiles der abendländischen Kultur. Eine Wolke düsteren Unheils waltet seitdem über Schwedens Geschick. Gewiß, Karl XII. ließ sich nicht beugen und sein Volk folgte ihm. Aber in einer stillen Winternacht entriß den zu neuen kriegerischen Unternehmungen an der norwegischen Grenze bereiten Heldenkönig eine tödliche Kugel seiner Bahn! Nun wagten die Russen sogar, Schweden direkt anzufallen. Wohl war England durch Bündnisvertrag zur Hilfeleistung verpflichtet, doch der englische Admiral sah es, für russisches Geld nicht unempänglich, als richtig an, die Flotte im sicheren Schutz des Sunds zu halten und die Russen gewähren zu lassen. „Der Russe kommt!“ wurde fürderhin der Schreckensruf, der durch das schwedische Land gellte. Jahr um Jahr konnten russische Seeräuberhorden die schutzlose schwedische Ostküste von Luleo, dem heutigen Erzhafen im hohen Norden bis Norrköping im Süden, verheeren, brennen, brandschatzen und plündern. 100 Jahre nach Stolbowa waren nicht nur Schwedens neue Besitzungen, sondern auch uraltes schwedisches Reichsgebiet, Finnland, in den Händen der Russen. Noch einmal gelang es, Finnland zurückzuerhalten, doch sämtliche baltische Besitzungen gingen im Frieden von

Nystedt, 1721, an Rußland verloren. Der Zar beherrschte die Ostsee!

+

Es beginnen die traurigen Kapitel des 18. und 19. Jahrhunderts in der politischen Geschichte Schwedens. Ein jäher Absturz: einst Führer und Gestalter des Raumes im Osten, herabgesunken zum Objekt des Intrigenspiels zweier Großmächte, Fremde an der Ostsee, England und Rußland, scheuten sich nicht, in die inneren schwedischen Verhältnisse einzugreifen, durch die parlamentarischen Parteien oder mit Hilfe des rollenden Rubels. König Gustav III. besann sich auf die alten Traditionen und suchte dem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, nahm den Kampf gegen Rußland neuerlich auf — und fiel im Jahre 1792 von Mörderhand. Im Jahre 1808 fiel Rußland ohne Kriegserklärung in Finnland ein, Verrat und Anzulänglichkeiten gestalteten den finnischen Krieg zu einer Katastrophe. Im Frieden von Fredrikshamn 1809 wurde nicht nur Finnland dem schwedischen Reich entzogen, sondern auch die Insel Åland, ja sogar ein Stück schwedisches Festlandbodens in Norrland bis zum Torneålv.

Nunmehr verlor Schweden sich selbst. Es kannte nur mehr die Sorge, seine Selbständigkeit zu wahren, und blieb wehrloser Gegenstand zwischen Hammer und Amboß. Gotland, einst die stolze Beherrscherin der Ostsee, entging mit knapper Not dem entehrenden Schicksal, ein zweites Malta zu werden!

+

Diese jahrtausendelange Entwicklung mündete in zwei sich widersprechenden Grundstimmungen der schwedischen Volksseele: der *Russensucht* und der *Ostlandssehnsucht*. Durch die Betäubungen der unmittelbar vorangegangenen politischen Katastrophen schien die Ostlandssehnsucht vorerst völlig verstummt, doch bald trat der Strom wieder klar an die Oberfläche. Im Jahre 1870 schrieb Viktor Rydberg, der schwedische Klassiker — der auch Goethes *Faust* übersetzte — anläßlich des deutsch-französischen Krieges zur Warnung an die deutschfeindlichen Kreise unter seinen Landsleuten: „... nur in der Freundschaft und Eintracht unter den Gliedern der großen skandinavischen-germanischen Völkerfamilie ist Schutz gegen das Vordringen des slavischen Rußland nach Westeuropa zu finden.“ Gleich-

zeitig mit diesen feherischen Worten war mit Unbruch des industriellen Zeitalters neuer wirtschaftlicher Ausdehnungsdrang erwacht, der sich naturgemäß wieder nach Osten wandte. Der russische Markt stieg von Jahr zu Jahr an Bedeutung für den schwedischen Warenabsatz, überall in Rußland arbeiteten schwedische Ingenieure und Industrieunternehmen, gar manche große schwedische Vermögen waren wieder auf russischer Erde entstanden, am bekanntesten, weltberühmt sind die Erdölunternehmen der Brüder Nobel in Baku geworden. Wieder hatte sich schwedische Organisationsgabe und technisches Können bis zum Ausbruch des Weltkrieges ansehnliche Positionen zu schaffen gewußt, ohne irgendwelche politische Einsätze zu versuchen.

Im Gegenteil, der politische Argwohn, die Angst vor einem Überfall durch Rußland dauerte unvermindert fort. Als nun im Weltkrieg das Zarenreich zusammenstürzte, begrüßte man dies mit einem gewissen Aufatmen, da gleichzeitig Finnland seine Freiheit wiedergewann und die Bolschewiken das ganze Baltikum räumen mußten. Rußland war ohnmächtig, alle Gefahr schien beseitigt. Außerdem gab es einen Völkerbund, der für kollektive Sicherheit sorgte. Um so ruhiger konnte man sich seinen Geschäften mit Rußland widmen und seine wirtschaftlichen Beziehungen dorthin neu ausbauen. In dieser Zuversicht ließ man sich nicht davon beirren, daß die Sowjetregierung alle schwedischen Vermögen, Anlagen, Konzessionen usw. mit einem Federstrich entschädigungslos enteignete, sondern setzte unverdrossen unter großen Opfern die Versuche, im Sowjetstaat festen Fuß zu fassen fort, Bestrebungen, die in dem Zündholzkönig Iwar Kreuger zu weitausgreifenden Plänen und schließlich zu dem ge-

waltigen Ringen eines Einzelnen gegen weltumspannende Mächtegruppierungen sich ausweiteten: sie endeten mit dem unvermutet jähem Tod des Mannes, den der Sowjetstaat tödlich zu hassen begonnen hatte. „Selbstmord durch Revolverchuß ins Herz“ war die offizielle Lesart. Der Sturz dieses Mannes, der Zusammenbruch seines Werkes blieb nicht ohne verdunkelnde Wirkung auf die Seele des Volkes. Wirtschaftlich ging der Stoß nicht so tief, diese Schäden waren bald überwunden.

Seitdem ist Schwedens Weg nach dem Osten endgültig versperrt, die Sehnsucht nach dem Ostland lebt aber fort, ebenso stark wie einst, da die mit Schätzen reich beladenen aus Mistlagord, so hieß Byzanz im Norden, heimkehrenden Wikinger gespannte Aufmerksamkeit für ihre Erzählungen von der Pracht und dem Glanz der byzantinischen Hauptstadt fanden, und der byzantinische Löwe beliebtes Motiv der schwedischen Bauernmädchen für ihre Wandteppiche wurde! Byzanz hat sich in das Sowjetparadies verwandelt. Zwar warnt Sven Hedin, selbst ein nie ermüdender Ostlandfahrer, immer wieder: im Osten steht der Feind, ohne jedoch ernsthaft Gehör zu finden. Denn, so schrieb die antikommunistische Zeitung „Aftonbladet“, nirgends in der Welt herrscht ein so hemmungsloser, naiver und gefährbringender Bolschewikenthufiasmus wie hier zu Lande. Was man Salonbolschewismus zu nennen pflegt, ist in der Tat keine Fiktion, sondern kompromittierende Wirklichkeit. Das ist eine Atmosphäre hier zu Lande. Wenn das Schicksal es will, so kann eine solche Mentalität zu sehr traurigen Konsequenzen führen.“ Und immerdar tönt das alte sehnsuchtsvolle Lied: Till österlandet vill jag fara . . .

Huffiten - Legionäre - Soldateska

**Geschichtliche Parallelen - Wirklichkeit und „Demokratische Humanität“
Die innere Zwißpältigkeit des tschechischen Volkscharakters als europäischer
Beunruhigungsfaktor**

Durch die Geschichte und Politik des tschechischen Volkes zieht sich ein eigenartiger Zwißpalt. Die tschechische Wirklichkeit steht in einem diametralen Gegensatz zu den weltanschaulichen und philosophischen Prinzipien, die es verkündet.

Die tschechische Geschichtsschreibung bezeichnet die Huffitenzeit als erste Blütezeit der tschechischen humanitären Demokratie, wie ja überhaupt für sie die ganze Geschichte des tschechischen Volkes nichts anderes beinhaltet als den jahrtausendalten Kampf der

slawischen Demokratie, d. h. nach ihrer Auslegung das Bekenntnis zur Freiheit und Gerechtigkeit, gegen die germanische Feudalherrschaft, d. i. nach ihrer Auffassung wieder „Unterdrückung und Gewalt“. Johannes Hus wird als der große Apostel der neuen demokratischen Liebeslehre gefeiert, die auf das Staatspolitische übertragen eine neue Gesellschaftsordnung ohne Mein und Dein bringen sollte. Jan Zizka aber, der Heerführer der Hussiten, trägt das neue Evangelium der Liebe mit Feuer und Schwert in das Land und hinterläßt überall, wohin er kommt, blutige Spuren. Die Hussitenzeit hat sich in der Erinnerung Europas durch Jahrhunderte bis in die jüngste Zeit hindurch als das erhalten, was sie war: eine Zeit brutalster Grausamkeiten, sinnlosen Zerstörungs und blutwütenden Mordens.

Dieser Gegensatz zwischen dem verkündeten Prinzip der Liebe und der betätigten Grausamkeit zeigt sich auch durch das Leben der beiden tragenden Gestalten der „Heldenzeit“ des tschechischen Volkes. Der gleiche Johannes Hus, der die Gesetze einer neuen Menschlichkeit aufstellt und verkündet, predigt zugleich den Haß gegen das Deutschtum. Er veranlaßt König Wenzel IV. zu jenem unseligen Universitätsgesetz, das die Deutschen an ihrer ersten Universität in Prag entrechtet und im Jahre 1409 zum Verlassen der alten alma mater pragensis zwingt, und bezeichnet es als eine Todsünde, wenn ein Tscheche sich eine Deutsche zur Frau nehme. Und der Führer der hussitischen Plünderzüge, Johann Zizka, predigte am Abend seinen Mordgenossen, wenn sie von ihren blutigen Taten zurückgekehrt waren, das Evangelium der christlichen Nächstenliebe. Am Morgen aber, wenn sie zu neuen Untaten auszogen, da sprach er ihnen als Frühgebet vor: „Mordet, mordet, plündert! Schlagt sie alle tot!“

Der tschechische Geschichtsschreiber und Politiker Franz Palacky charakterisiert diese Epoche tschechischer Geschichte mit folgenden Worten:

„Die Zeit des Hus ist eine glorreiche Zeit. Das tschechische Volk überragte damals durch Bildung alle anderen europäischen Völker. Jene befinden sich im Irrtum, die annehmen, daß die Kriegswunder, die unsere Vorfahren in den hussitischen Unruhen (!) voll-

brachten, in irgend einem blinden Wüten, Schlagen und Zertrümmern toller Wilder bestanden hätte und nicht vielmehr in der hellen Begeisterung des Geistes für eine Idee, in der sittlichen Wohlbehaltlichkeit und der höheren Aufklärung unseres Volkes...“

+

Seit dieser „ruhreichen“ Zeit sind mehr als fünfhundert Jahre vergangen. Selbstständig hatten seither die Tschechen nicht mehr die Möglichkeit, ihre Soldatentugenden zu zeigen. Im Donner des Weltkrieges hörten sie die Stunde ihres Schicksals schlagen. Die tschechischen Soldaten der k. u. k. Armee liefen zu den Feindbündmächten über. Nicht alle taten es, um die alte Donaumonarchie zu schwächen. Viele jedoch bildeten hinter der Front die sogenannten tschechischen Legionen und kämpften Schulter an Schulter mit den Verbündeten gegen die Zentralmächte. Nach dem Zusammenbruch der russischen Front zogen die tschechischen Legionäre unter der Führung eines der größten Hochstapler des 20. Jahrhunderts, dem ehemaligen Kaufmannslehrling Sajda, quer durch Sibirien, verrieten die Armee des Admirals Koltshak und halfen dem Bolschewismus in den Sattel. In Erinnerung an das Morden, Plündern und Rauben der tschechischen Legionäre in Sibirien entstand dort ein Schimpfwort „Tschechosobak“. Das heißt so viel wie „elender tschechischer Hund“ und drückt die größte Verachtung aus. Die tschechischen Übergriffe einer ausgebeuteten Bevölkerung gegenüber haben in der ganzen zivilisierten Welt schärfste Verurteilung erfahren.

Der Beauftragte des schwedischen Roten Kreuzes Diding, der das Verhalten der Legionäre aus eigener Wahrnehmung kennengelernt hat, schrieb über sie folgendes:

„Das Verhalten der Tschechen ihren früheren Kriegskameraden, den Kriegsgefangenen gegenüber gehört zu den größten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der Weltkriegsgeschichte. Mit diesem meinem Urteil stimmen sämtliche auf russischem Territorium wirkenden Missionen des Schwedischen Roten Kreuzes überein.“

Der weißrussische General Schakarow charakterisierte sie mit folgenden Worten: „Die Tschechen verließen die Positionen, ohne erst die Utanen der Roten abzuwarten, das heißt, sie kämpften überhaupt nicht mehr. Treu blieben sie nur dem Prin-

zip, alles, was sie an Hab und Gut der russischen Regierung erreichen konnten, zu stehlen.“

In einem in Tokio erschienenen Buch „Die tschechischen Argonauten in Sibirien“ heißt es wörtlich folgendermaßen: „Das Verfahren der Tschechen gegen den Feind war äußerst kurz und bündig. Jeder Deutsche oder Magyare, der ihnen in die Hände fiel, wurde ohne weiteres erschossen. Dasselbe Geschick erwartete jeden roten Soldaten, wenn in seinen Taschen irgendwelche Wertgegenstände gefunden wurden.“

Erschütternd sind die Erlebnisse der russischen Schriftstellerin Alexandra Rachmanowa. Sie schreibt einmal in ihrem Buch: „Wir gingen wieder zu den Tschechen und tauschten gegen eine goldene Kette Zucker, Mehl und Butter ein. Woher sie nur diese Unmasse von Produkten haben? Und mit welchem Recht schwimmen sie im Überfluß, während wir Russen fast vor Hunger sterben müssen? Unser Essen besteht fast täglich aus einem Teller Krautsuppe und etwas Brot, das ist alles.“

Dieses Verhalten der Legionäre zeigt eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem Morden und Plündern der Hussiten. Die moderne tschechische Geschichtsschreibung feiert den Zug der tschechischen Legionäre durch Sibirien als die große „Anabasis der ruhmreichen tschechoslowakischen Armee“ während des Weltkrieges. In dem Aufruf der tschechischen Revolutionsregierung wird an die tschechische Bevölkerung appelliert, ihren Schild ebenso rein zu halten, wie es die Legionäre getan hätten.

Nach der Rückkehr der Legionäre aus Sibirien setzten sie ihr blutiges Handwerk fort. Die Grausamkeiten, die sie bei der Besetzung der Slowakei und in den sudetendeutschen Gebieten begangen haben, sind ebenso unvergessen, wie ihre Greuelthaten in Sibirien. Hunderte von Grabhügeln klagen die zweite „Heldenzeit“ des tschechischen Volkes an.

+

Seit Wochen liegt die tschechische Soldateska in den grenzdeutschen Gebieten. Sie wurde mobilisiert und in die sudetendeutschen Gebiete geschickt, weil an den tschechischen Grenzen angeblich deutsche Truppenkonzentrationen erfolgten. Die Welt weiß heute, daß diese Gerüchte nur als Vorwand dienten, um durch eine militärische Besetzung der sudetendeutschen Gebiete die ausgeschriebenen

Gemeindewahlen zu beeinflussen, die über die politische Situation im ganzen tschechischen Staate Klärung bringen sollten. Haben schon die Zwischenfälle in den vergangenen Monaten gezeigt, daß der alte brutale Hussitengeist im tschechischen Volk wieder auflodert, so tat er sich in den Wochen der Besetzung in seiner ganzen Brutalität kund.

Es gibt kein Verbrechen, von der Mißhandlung und Vergewaltigung wehrloser Frauen bis zum Ausplündern von Privatwohnungen und Scheunen, das in diesen Wochen nicht von den tschechischen Soldaten begangen worden wäre. Nur ein kleiner Teil der täglichen Zwischenfälle ist der Welt bekanntgeworden. Der tschechische Verteidigungsminister aber erklärte nach seiner Rückkehr von seiner Besichtigungsreise, daß „alles in bester Ordnung“ sei und „die sudetendeutsche Bevölkerung das Militär als Garanten der inneren Ruhe und des Friedens begrüßt hätten. Die tschechische Presse aber konnte sich nicht darüber genug tun, dem eigenen Volk und der Weltdemokratie zu versichern, daß sich die tschechische Armee glänzend bewährt habe. Man fragt: Gegen wen? Oder: Worin?

Wenn ein tschechischer Generalstäbler in einem Warschauer Blatt erklärte, daß im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei das Sudetendeutschtum keine Schonung erwarten dürfe, dann kann die Welt ihm aufs Wort glauben. In wenigen Wochen des Aufenthaltes der tschechischen Soldateska in den sudetendeutschen Gebieten ist es durch die Tat bewiesen, daß dem tschechischen Militär dort nichts heilig war. Selbst auf Friedhöfen hat man tschechische Artillerie-Stellungen errichtet, wahrscheinlich um den deutschen Toten klar zu machen, daß die tschechische Humanität marschiert.

Das sind ein paar Beispiele aus der Vergangenheit und der Gegenwart, die den tschechischen Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und der Theorie aufzeigen. Man nennt die Prager Demokratie humanitär, da in ihr „das Argument gilt, aber nicht die rohe Gewalt“. Für dieses Ideal hätten die Hussiten vor fünfshundert Jahren gekämpft. Um es wiederherzustellen, plünderten die Legionäre in Sibirien; und um es zu erhalten, wütete die tschechische Soldateska in den sudetendeutschen Gebieten.

+

Diese Beispiele zeigen aber auch zugleich, wie wenig man den tschechischen Versprechungen Glauben schenken darf. Zu Beginn des Weltkrieges legte der Leiter der tschechischen Auslandsarbeit Prof. Masaryk Briand in einer Unterredung dar, daß Österreich-Ungarn die Angriffslust Deutschlands und seine pangermanistischen Ziele ermögliche und daß es deshalb notwendig sei, durch die Zertrümmerung Österreich-Ungarns und die Schaffung neuer selbständiger Staaten an dessen Stelle Deutschland auf seine eigene Kraft zu beschränken. Die Verwirklichung dieses Zielcs liege gleichzeitig in der Richtung der Demokratisierung Europas, der die absolutistischen Systeme in Deutschland, Österreich und Rußland hinderlich im Wege ständen. Gerade aber auch auf ihren Gebieten lebe die größte Zahl der kleineren unterdrückten Völker, die befreit werden müßten, wenn Europa auf demokratischer Grundlage organisiert werden solle.

Masaryk verstand es, seine Darlegungen staatsphilosophisch zu untermauern. So erklärt er einmal: „Ich glaube, es ist richtig, die Nation und Nationalität als Ziel gesellschaftlichen Strebens anzusehen, den Staat als Mittel. De facto strebt jede bewußte Volksgemeinschaft ihren eigenen Staat an.“ Die Demokratien des Westens anerkannten die Richtigkeit dieses Satzes. Ein anderes Mal legte er dar: „Einer der mächtigen Hebel der Demokratie ist das nationale Streben, die Bemühungen der unterworfenen Nationen um politische Selbständigkeit und das Streben nach Anerkennung der Nationalität als eines höheren wertvollen Prinzips, als es der Staat ist. . . . Da es das Recht eines jeden Volkes und eines jeden Volksteiles ist, sein nationales Schicksal selbst zu bestimmen, . . . wird heute die politische Unselbständigkeit von Nationen und Teilen von Nationen in den gemischten Staaten so stark und so allgemein empfunden . . . mit welchem Rechte werden die Tschechen und Slowaken politisch unterdrückt, wenn andere und kleinere Nationen (Dänen, Holländer usw.) frei sind?“

Als der amerikanische Staatspräsident Wilson die Durchführung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zur Voraussetzung der Neuordnung Europas nach dem Weltkrieg erklärt hatte, begannen die Tschechen sofort das auch von ihnen verkündete Prinzip zu verleugnen. Die Grenzen

des selbständigen tschechischen Staates, wie sie sich sein Ausmaß vorstellten, waren mitten durch den deutschen, polnischen und ungarischen Volkskörper gezogen*). Als Masaryk einmal vorgehalten wurde, daß eine solche Grenzziehung im Widerspruch zu seinen verkündeten Idealen über die Freiheit der Völker und die Aufgaben eines Staates stünde, antwortete er: „Sowohl gerade, weil wir das Nationalitätenprinzip vertreten, wünschen wir die Einverleibung dieser Volksteile, denn es wäre ungerecht, ein paar tausend Tschechen den Pangermanen zu opfern.“ Daß es ungerecht ist, Millionen Deutsche den Tschechen zu opfern, wollte der tschechische Humanitätsphilosoph nicht einsehen.

Je mehr sich die Tschechen bemühten (besonders während der Zeit der Diktatorien in Versailles und St. Germain) den einzelnen Friedensdelegationen darzulegen, daß das Selbstbestimmungsrecht für die Sudetendeutschen nicht in Anwendung gelangen dürfe, versicherten sie, den Nationalitäten im Staate durch Einräumung einer weitestgehenden Autonomie, ihre Lebensrechte zu garantieren. Sie verwiesen darauf, daß die Tschechen im alten Österreich für eine Umgestaltung des Staates auf föderativer Grundlage eingetreten seien und sich damit zum Prinzip der Autonomie bekannt hätten. Die Schweiz würde auch das Vorbild für die neue Tschechoslowakei sein, aber man würde es bei der Schweizer Konzeption nicht belassen und eine „höhere Schweiz“ gründen.

Wenn man die Tschechen heute daran erinnert, daß sie ihren Staat nach dem Schweizer Vorbild organisieren und in der Lösung des Nationalitätenproblems die Schweiz noch übertreffen wollten, dann geben sie verlegen zur Antwort, daß ja die Schweiz auch Jahrhunderte gebraucht hat, um das heutige System herauszubilden. Doch das nur nebenbei. Den Slowaken versprochen die Tschechen die Autonomie ihres Gebietes, wenn sie sich mit ihnen zu einem gemeinsamen Staat zusammenschließen, nicht weniger als viermal, und sie verjahren ihre Versprechen mit ihren Unterschriften. Ende Januar 1915 tagte in Paris ein Kongreß der im Ausland lebenden

*) Wir erinnern an die im Heft 1 „Der Deutsche im Osten“ erschienene, nach dem Original reproduzierte Karte von Hanns Ruffner!

Tschechen und Slowaken. Hier wurde ausdrücklich festgelegt, daß die Slowaken in einem künftigen selbständigen Staate eigene Gerichtsbarkeit und eine autonome Verwaltung haben sollten. Die gleichen Zusicherungen enthielt die Deklaration von Moskau und der Vertrag von Cleveland, die beide in dem ersten Kriegsjahr zwischen den Tschechen und Slowaken im Ausland unterfertigt worden sind. Die Magna charta des neuen tschechoslowakischen Staates stellte der bekannte Pittsburger Vertrag dar, der sogar die Unterschrift Masaryks trägt. Er wurde am 30. Mai 1918 abgeschlossen, also zu einer Zeit, in der wenigstens bei den Mächten des Westens die Errichtung eines selbständigen tschechischen Staates feststand. Auch darin wird den Slowaken feierlich die Autonomie ihrer Gebiete zugestanden und man kann es verstehen, daß für sie der Pittsburger Vertrag geradezu zur „Heiligen Schrift“ geworden ist, da sie es nun erleben mußten, daß er von den Tschechen bis heute nicht erfüllt worden ist. Nicht anders erging es den Ruthenen, die dem tschechischen Staate zugeteilt wurden. Auch ihnen wurde die Autonomie sogar in der Verfassung des neuen Staates zugesichert, ohne daß sie bisher durchgeführt wurde.

Als in den Umsturztagen 1918 die Sudetendeutschen nach Prag kamen, um über die künftige Gestaltung des Verhältnisses zwischen Deutschen und Tschechen im Sudetenraum zu verhandeln, erhielten sie die scharfe ablehnende Antwort: „Mit Rebellen verhandeln wir nicht.“ Das brutale Vorgehen der tschechischen Soldateska, die in die deutschen und slowakischen Gebiete eingebracht war, ließ kaum annehmen, daß die Tschechen daran dachten, ihre Autonomieversprechungen einzuhalten. Als die neue tschechoslowakische Verfassung verkündet wurde, zeigte sich, daß sie auf rein zentralistischer Grundlage aufgebaut war und die Vorherrschaft der Tschechen im neuen Staat sicherte.

+

Die zwanzigjährige Entwicklung im tschechischen Staat hat gezeigt, daß die Tschechen nicht einmal ihre eigene Verfassung einzuhalten bereit waren. Mit der Verkündung der zentralistischen Staatsverfassung hatten sie die Fiktion vom tschechischen Nationalstaat aufgestellt, deren Realisierung das Ziel der tschechischen Politik war. Unter diesem

Gesichtswinkel sind all die tief einschneidenden Maßnahmen zu sehen, die Prag seit dem Jahre 1918 erlassen hat, und mit der Bodenreform begannen und im Staatsverteidigungsgesetz ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht haben. Wurde durch die Bodenreform der Siedlungsraum der Volksgruppen geschmälert und der tschechischen Einwanderung Tür und Tor geöffnet, so wurde durch das Staatsverteidigungsgesetz der ganze Lebensraum der Nationalitäten unter Militärverwaltung gestellt.

Parallel mit den Maßnahmen zur Entnationalisierung des Raumes, denen man ein soziales Mäntelchen umgehängt hatte, erfolgten die Versuche zur Entnationalisierung der Menschen. Über 20 000 sudetendeutsche Kinder müssen heute tschechische Schulen besuchen. In den deutschen Schulen aber wird nach Lehrplänen vorgetragen, nach denen die deutsche Jugend nichts von der Geschichte seines Volkes und seiner Größe erfahren darf.

Aus den Lehrmittel-Kabinetten der sudetendeutschen Schulen mußten nach einer Verfügung der tschechischen Schulbehörden alle jene Bilder entfernt werden, die die Gestalten oder Gedenkstätten deutscher Geschichte zeigten. Nicht einmal das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig darf gezeigt werden. Und während man auf dem Weg über die Schulen versucht, das Sudetendeutschtum zu „vertschechoslowakisieren“, bezwecken die Einfuhrverbote reichsdeutscher Bücher und Zeitungen die geistige Abschnürung des Sudetendeutschtums von der Gesamtnation.

Um die Widerstandskraft des Sudetendeutschtums gegen alle diese Maßnahmen zu brechen, führte die tschechische Wirtschaftspolitik ihre vernichtenden Schläge gegen die sudetendeutsche Volkswirtschaft. Die Tatsache, daß in der gleichen Zeit, in der das Sudetendeutschtum mehr als die Hälfte seiner industriellen Betriebe stilllegen mußte, im tschechischen Gebiet über diese Zahl hinaus neue Betriebe entstanden, zeigt die Situation auf. Die tschechische Wirtschaftspolitik war eine Autarkie-Politik im Innern, die den Zweck verfolgte, das tschechische Wirtschaftsgebiet von dem sudetendeutschen unabhängig zu machen.

Die Verlustlisten der Nationalitäten im tschechischen Staate klagen die tschechische Nationalstaatspolitik vor aller Welt an.

Aber trotzdem spricht die tschechische Staatspolitik davon, daß in der Tschechoslowakei das Nationalitätenproblem gelöst sei und in ihr die Nationalitäten die beste Behandlung erfahren, die überhaupt einer Minderheit in einem fremden Nationalstaat zuteil werden kann.

Wieder zeigt sich, wie die Tschechen das Prinzip mit Einschränkung verkündeten und in der Wirklichkeit anders handeln, wie sie es in der Theorie darstellen.

+

Die Entwicklung der Nationalitätenprobleme in den letzten Monaten hat die Prager Regierung vor eine Entscheidung gestellt. Sie konnte einer Klärung der Verhältnisse so oder so nicht mehr aus dem Wege gehen. Sie hatte nun zu beweisen, ob sie eine Neuordnung im Staate herbeizuführen bereit ist, die dem Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten entspricht, oder ob sie den alten Kurs fortsetzen will. Die Tschechen antworteten mit Gewalt. Sie mobilisierten. Und diese Bereitschaft zum Krieg begründeten sie mit einer Lüge, nämlich mit der Lüge einer angeblichen Truppenkonzentration an der tschechischen Grenze. Die Bereitwilligkeit der Regierungen des Westens, den Bündnisverpflichtungen gegenüber der Tschechoslowakei zu erfüllen, wurde in der tschechischen Öffentlichkeit mit begreiflichem Beifall aufgenommen. Es wurde ihr aber verschwiegen, daß Paris und London Prag gleichzeitig klar zu verstehen gegeben hat, alles zu tun, um einen Konflikt zu vermeiden und Ordnung in der eigenen Häuslichkeit herzustellen. Wir erleben jetzt, daß die tschechischen Staatsmänner die Anwesenheit eines ganzen Heerlagers von Auslandsberichterstatern dazu benutzen, um durch Gewährung von Interviews der Welt zu versichern, daß die Prager Regierung auf dem Weg der Versöhnung bereit sei, bis an die äußerste Grenze zu gehen, und von ihr alles unternommen wird, um den Forderungen der Nationalitäten nachzukommen.

Von diesen Interviews erfährt die tschechische Öffentlichkeit nichts. Sie steht völlig unter dem Einfluß der tschechischen Presse, die in dem Sinne heßt: „Wir haben den Deutschen mehr gegeben, als wir ihnen zu geben verpflichtet sind; die Haltung unserer Verbün-

deten zeigt, daß wir nicht nachzugeben brauchen; jedes Eingehen auf die deutschen Forderungen bedeutet eine Schwächung der tschechischen Position; nur in seiner heutigen Konzeption kann der Staat seine antideutsche Funktion erfüllen; jedes Nachgeben der Regierung erfolgt gegen den Willen des Volkes, das entschlossen ist, jeden Fußbreit seines Bodens zu verteidigen.“ Das ist die eine Tonart, in der gehebt wird. Die Melodie der anderen ist etwa folgende: „Henlein will das deutsche Gebiet Hitler in die Hand spielen; Henlein betreibt Hochverrat; die tschechischen Grenzen stehen unter dem Terror der Sudetendeutschen Partei usw.“ Tatsache ist, daß keine Prager Regierung auch nur einen Schritt unternimmt gegen den „Willen“ des Volkes. Und so liegt es auf der Hand, daß die gleichen Staatsmänner, die der Welt die Versicherung ihrer Versöhnungsbereitschaft geben, auf der anderen Seite in ihrem eigenen Staate die Pressehefte dulden, um unter Hinweis auf die Volksstimmung ein Ullibi zu haben für das Verzögern eines Ausleichs im Innern.

+

Es ist das charakteristische Merkmal der tschechischen Politik, daß sie noch niemals ihre Versprechungen eingehalten hat und stets das Gegenteil von dem tut, was sie als Prinzip verkündet. Dieser Zwiespalt mag im Charakter des tschechischen Volkes begründet sein, aber er bedeutet auf alle Fälle eine Gefahr für den europäischen Frieden. Ein Vergleich zwischen den Ereignissen der Gegenwart mit dem Geschehen während der Hussitenzeit ergibt eine erschreckende Paralleltät. Die tschechische Herrschaftsführung während der Hussitenzeit endete in einem Chaos, das die Blüte der Sudetenländer fast für ein Jahrhundert brach. Die Entwicklung der Gegenwart in der Tschechoslowakei treibt zwangsläufig in das bolschewistische Chaos.

Mögen diese Erscheinungen auch noch durch den russischen Zwiespalt des tschechischen Volkes erklärbar sein, so fanden sie durch die demokratische Staatsverfassung den Rahmen zu ihrer Entfaltung. Dr. Benesch hat einmal gesagt, daß die Demokratie zu Zerfetzung und Chaotisierung neigt, wenn die Bürgerschaft für diese Ideale nicht reif ist. Die augenblickliche Lage in der Tschechoslowakei dokumentiert die Anreife der tschechischen Bürgerschaft. Soll darüber Europa im bolschewistischen Chaos versinken? — rer —

Polen in Deutschland - Deutsche in Polen

Polenbund-Eingabe und Volkszählungsfrage als Entlastungsoffenstve für die polnische Minderheitenpolitik. - Die sagenhaften 1½ Millionen in Polen: Deutsche Schulschwierigkeiten und Grenzzonengesetz.

Die reichlich künstlich anmutende Aufregung gewisser polnischer Kreise um die an den Reichsminister des Innern eingereichte Denkschrift des Polenbundes in Deutschland hat sich noch immer nicht gelegt. Selbst die inzwischen stattfindende eingehende Nachprüfung der polnischen Beschwerden und der Empfang der Führer des Polenbundes durch den Reichsminister des Innern haben die deutschfeindliche Welle noch nicht wesentlich abebben lassen. Die deutschfeindliche Presse greift immer wieder auf diesen ihr höchst willkommen erscheinenden Anlaß zurück, um nicht nur verstärkte Zwangsmaßnahmen gegen die deutsche Volksgruppe in Polen, sondern auch eine Kursänderung der auf einen freundschaftlichen Ausgleich mit Deutschland eingestellten polnischen Außenpolitik zu fordern. Im Warschauer Sejm hat sich der als deutschfeindlich bekannte katholische Pfarrer Lubelski zum Sprecher dieser Richtung gemacht, indem er in einer besonders von den Blättern der Opposition begrüßten Interpellation im Zusammenhang mit der Denkschrift des Polenbundes die Lage der polnischen Minderheit in Deutschland als „tragisch“ bezeichnete. Irgendwelche Beweise für diese jede Berechtigung entbehrende Behauptung hat er ebensowenig beibringen können wie der Polenbund in seiner zwar umfangreichen, aber auf ein sehr dürftiges Tatsachenmaterial gestützten Eingabe.

Als tragisch wird wohl kaum eine andere nationale Minderheit außer der polnischen in Deutschland ihre Lage schon dann ansehen, wenn sie lediglich den alle Staatsbürger gleichmäßig verpflichtenden Bestimmungen staatlicher Einrichtungen, wie des Reichsarbeitsgesetzes und des Reichserbhofgesetzes, unterworfen ist. In dem einen Falle handelt es sich um die in allen Ländern selbstverständliche Erfüllung einer staatsbürgerlichen Pflicht, in dem anderen um die Sicherung der Erbfolge auch bei den polnischen Bauern in Deutschland, eine Vergünstigung, die die

Deutschen in Polen seit dem Entstehen des neuen polnischen Staates vergeblich ersehnen. Alle übrigen polnischen Beschwerden sind im Grunde genommen auf die einfache Formel zurückzuführen, daß das polnische Wunschbild von den sagenhaften eineinhalb Millionen Polen in Deutschland mit der Wirklichkeit nicht in Übereinstimmung zu bringen ist.

Wie kommt man in Polen nun eigentlich auf diese sagenhafte Zahl? Und wieviel Polen leben tatsächlich in Deutschland? Es lohnt sich, bei dieser Frage etwas länger zu verweilen.

Vor einigen Monaten bot sich den Bewohnern der heute zu Polen gehörenden Weichselstadt Graudenz ein eigenartiges Bild. Gelegentlich einer Propagandawoche des polnischen Westverbandes hatte der Stadtpräsident von Graudenz es gestattet, daß auf dem Marktplatz dieser alten, ehemals preussischen Festungsstadt, in der einst ein Courbière die Ehre Preußens gegen Napoleon bis zum Letzten verteidigte, eine große Landkarte von den „unerlösten polnischen Gebieten“ aufgestellt wurde, die in grellen Farben zeigte, daß Masuren, das Gebiet um Marienwerder, die Grenzmark Posen-Westpreußen und der größte Teil Westoberschlesiens „unerlöste polnische Gebiete“ sind. Zwar wurde auf deutschen Protest hin diesem Anjug dann schließlich ein Ende bereitet. Aber die Karte auf dem Graudenzner Marktplatz war nur ein Symptom einer polnischen Einstellung, die seit vielen Jahren in Polen systematisch gefördert wird, und zwar nicht nur von unverantwortlichen Privatziakeln, sondern leider auch von hochstehenden Amtspersonen, wie z. B. dem Wojewoden Grazyński.

Es ist dieses eine Einstellung, die einmal nicht unbedenkliche Auswirkungen auf die zwischenstaatlichen Beziehungen haben und den erfreulichen Ausgleich, der auf diesem Gebiet von den Leitern der Außenpolitik in Berlin und Warschau mit ersichtlichem Erfolg angebahnt wurde, stören kann, die aber

andererseits auch zu einer unsachgemäßen Einmischung gewisser Stellen in Polen in innerdeutsche Angelegenheiten führt.

Wenn wir von einer unsachgemäßen Einmischung sprechen, so meinen wir damit die von einem großen Teil der polnischen Presse geführte Erörterung über die angekündigte Volkszählung und im Zusammenhang damit über die Zahl der Polen in Deutschland, insbesondere in den Grenzgebieten. Die polnische Presse, und zwar nicht nur die nationaldemokratische Oppositionspresse, sondern auch die der Regierung nahestehenden Organe, benutzen jede sich bietende Gelegenheit, um ihre in phantastische Höhen getriebenen Zahlenangaben über das Polentum in Deutschland an den Mann zu bringen. Nach anfänglichen Schwankungen um mehrere Hunderttausend hat man sich jetzt in Polen im allgemeinen auf die Zahl von etwa 1 500 000 Polen geeinigt, die es angeblich in Deutschland geben soll.

Ohne auf die Methoden, mit denen diese Zahl zustande gekommen ist, im einzelnen einzugehen, weisen wir hier nur einmal darauf hin, daß man dabei zum Teil von Feststellungen über die sprachlichen Verhältnisse ausgeht, wobei man durchaus nicht kleinlich ist, und beispielsweise die masureische Sprache — bei der Volksabstimmung in Masuren stimmten 1920 über 280 000 Masuren für Deutschland und nur etwa 2000 Personen in Masuren für die Angliederung an Polen — ebenso wie die Kaschubische im Lauenburg-Bütower Gebiet und das Slonkatische in gewissen Teilen Oberschlesiens einfach als polnische Sprache bezeichnet. Von dieser Sprachkenntnis der Bevölkerung wird dann auch dort, wo die Bevölkerung daneben die deutsche Sprache beherrscht und in der Statistik diese sogar als Muttersprache angegeben hat, auf die Volkszugehörigkeit geschlossen, wobei dann natürlich Masuren, Kaschuben und Oberschlesier wieder einfach als „Polen“ erscheinen.

Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, diese Behauptungen der polnischen Propaganda eindeutig zu widerlegen. Wir wollen hier von Statistiken absehen und uns damit begnügen, einige Tatsachen anzuführen, die zum Teil in polnischen Quellen selbst bestätigt werden. Die deutsch-polnischen Grenzgebiete sind völkische Mischgebiete, in denen eine deutliche rassische Trennung oder eine Trennung nach sonstigen besonderen und ein-

deutigen völkischen Merkmalen in den wenigsten Fällen möglich ist. Auch die sprachlichen Verhältnisse sind insofern nicht maßgebend, als — wie es besonders in Oberschlesien festzustellen ist — deutsche Bevölkerungsteile in früheren Jahrhunderten Namen und Sprache den örtlichen Verhältnissen anpaßten, wie sie sie bei ihrer Ansetzung vorfanden. Einen zuverlässigen Maßstab für die Gegenwart bietet allein das politische oder kulturelle Bekenntnis.

Da nun in Deutschland nach solchen Gesichtspunkten amtliche statistische Erhebungen bisher nicht angestellt worden sind, ist es zu begrüßen, daß die kürzlich verschobene, aber doch in absehbarer Zeit stattfindende Volkszählung diese bestehende Lücke ausfüllen wird. Man sollte meinen, daß das bei dieser Volkszählung vorgesehene nationale Bekenntnis grundsätzlich auch die volle Zustimmung der Polen in Deutschland und darüber hinaus derjenigen Kreise in Polen finden würde, die um das Schicksal ihrer Volksgenossen im Reich besonders besorgt sind, — eine Sorge, die wir in ihren Beweggründen insofern verstehen und billigen können, als wir in Deutschland auch für uns das Recht in Anspruch nehmen, uns um das Schicksal unserer deutschen Volksgenossen in Polen zu kümmern. Aber zu unserer großen Überraschung müssen wir feststellen, daß weder die Polen in Deutschland, noch die polnische Presse in Polen die bevorstehenden Feststellungen über die Nationalität begrüßen, sondern beide Faktoren schon jetzt mit allen nur möglichen Argumenten dagegen Sturm laufen.

Argumente ist eigentlich zuviel gesagt, denn stichhaltige Argumente kann man gegen den Grundsatz des nationalen Katasters nicht erheben. Der Vorsitzende des Bundes der Polen in Deutschland, Dr. Kaczmarek, hat auf der Generalversammlung dieses Bundes zwar auch gegen die beabsichtigten nationalen Feststellungen protestiert, aber eine stichhaltige Begründung für seinen Protest hat er nicht gegeben. ebenso wenig wie dies der der polnischen Regierung nahestehende „Kraauer Kurier“ oder der nationaldemokratische „Kurier Poznański“ tun, die fortgesetzt gegen die Volkszählung Propaganda machen.

Wenn man polnischerseits auch nicht sagt, weshalb man eindeutige nationale Feststellungen fürchtet, wir wissen es doch und wol-

len es ohne Umschweife sagen: man fürchtet den Zusammenbruch des Phantasiegebildes von den „1 500 000 Polen in Deutschland“. Denn diese 1½ Millionen Polen gibt es bei uns nicht. Alle erreichbaren Unterlagen für eine Schätzung der in Deutschland lebenden Polen, wie die kaum nennenswerte Auflage aller polnischen Zeitungen in Deutschland, die geringe Zahl der polnische Minderheitsschulen besuchenden Kinder, die nach Angaben der Zeitschrift „Młody Polak w Niemczech“ rund 24 000 Mitglieder des Polenbundes (wobei noch ein großer Teil der Familienangehörigen mitorganisiert sind), lassen nur eine Zahl von höchstens 50 000 Polen errechnen. Auch die Stimmenzahl der polnischen Liste bei den Landtagswahlen von 1933 läßt keine anderen Schlüsse zu. In dem Umstand aber, daß die Masuren und Ermländer, die Bewohner Deutsch-Oberschlesiens und großer Teile der Grenzmark nichts anderes als deutsch sein wollen und ihre Kinder schließlich von den deutschen Behörden nicht zwangsweise polnischen Schulen zugeführt werden können, erblickt man in Polen offenbar eine Beeinträchtigung der polnischen Rechte. Auf dieser Grundlage wird eine Befriedigung der polnischen Ansprüche nie zu erreichen sein, denn es kann von der deutschen Regierung schlecht verlangt werden, daß sie rund 1 450 000 deutsche Menschen, die an der Zahl der angeblich 1½ Millionen Polen fehlen, gegen ihren klar ausgesprochenen Willen in das polnische Lager treibt.

Trotz der übergroßen Empfindlichkeit des polnischen Volkes hinsichtlich seiner im Auslande lebenden Volksgenossen und der Überspannung seiner Forderungen in bezug auf Deutschland zeigt es für die Lage der deutschen Volksgruppe in Polen nicht das geringste Verständnis. Während die polnische Minderheit in Deutschland weitgehende Privilegien erstrebt, hat die deutsche Volksgruppe in Polen, wie an dieser Stelle bereits wiederholt dargelegt worden ist, um ihre völkische und wirtschaftliche Existenz einen fast aussichtslosen Kampf zu führen. Fast täglich waren die beiden deutschen Senatoren, die deutschen Organisationen und die deutsche Presse gezwungen, die immer weitere Fortschritte machende Einengung des deutschen Lebensraumes zur Sprache zu bringen, ohne daß in den entscheidenden Fragen auch nur das geringste Entgegenkommen zu verzeichnen war. Die Polen in

Deutschland, die bei der letzten großen Kundgebung des Polenbundes in Berlin noch mit Stolz auf den erheblichen kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung ihrer Volksgruppe hatten hinweisen können, hatten demgegenüber keinen Anlaß, nennenswerte Beschwerden vorbringen zu müssen. Bei dieser Lage muß die mehr auf eine Propagandawirkung nach außen als mit innerer Berechtigung unternommene Aktion des Polenbundes lediglich als eine Entlastungs-offensive zugunsten der untragbar gewordenen Minderheitenpolitik Polens angesehen werden.

+

Im Gegensatz zu der polnischen Minderheit in Deutschland ist die deutsche Volksgruppe in Polen leider auch in jüngster Zeit in der keineswegs beneidenswerten Lage, eindeutige Tatsachen als Beweis für die weitere Verschlechterung ihrer Lage vorbringen zu müssen.

Mit großer Befriedigung stellte die gesamte polnische Presse fest, daß die diesjährigen Anmeldungen für die deutsche Schule in Polnisch-Oberschlesien einen, wenn auch geringfügigen Rückgang aufzuweisen haben; sie betragen 5,3 v. H. gegenüber 5,5 v. H. aller Anmeldungen im Vorjahre. Nicht erwähnt werden selbstverständlich aber die Mittel, die angewandt worden sind, um die Zahl der Anmeldungen auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Vor den Schuleinschreibungen wurde von den verschiedensten Stellen ein maßloser Druck auf die abhängigen deutschen Arbeiter und Angestellten ausgeübt, so daß von einer freien Willensentschließung nicht mehr die Rede sein konnte. Entsprechend den angebotenen Sanktionen sind bisher auch bereits 55 deutsche Arbeiter entlassen worden, die ohne Rücksicht auf die in Aussicht stehende Arbeitslosigkeit und Not ihre Kinder zur deutschen Schule angemeldet hatten.

Wie willkürlich die polnischen Schulbehörden im übrigen den klar ausgesprochenen Willen der deutschen Eltern mißachteten, geht daraus hervor, daß nur ein Teil der Anmeldungen für die deutsche Schule berücksichtigt worden ist. So sind in Rybnik von 135 zur deutschen Schule angemeldeten Kinder nur 21 zugelassen worden, in Chwallowitz von 22 nur 9, in Siemianowitz von 62 nur 44, in Wileza von 22 nur 3 usw. Bemerkenswert ist, daß 25 Kinder in

Chorzow, die sich seit dem vergangenen Jahre im Schulstreik befinden, auch in diesem Jahre nicht in die deutsche Schule aufgenommen worden sind.

Nebenher gehen die Schulstreikprozesse weiter. 7 deutsche Erziehungsberechtigte sind erneut zu einer Haftstrafe von 33 Tagen, eine Reihe anderer zu hohen Geldstrafen verurteilt worden, weil sie sich geweigert haben, ihre Kinder in polnische Schulen zu schicken. Aus der Fülle der gegen die deutsche Volksgruppe gerichteten Maßnahmen seien ferner erwähnt, daß der Weiterbau des deutschen Gymnasiums in Bromberg wieder ernstlich in Frage gestellt worden ist, daß deutschen Gastwirten das Abhören deutscher Rundfunksendungen verboten wurde, daß Versammlungen deutscher Organisationen nicht genehmigt worden sind, daß in Pommerellen eine Reihe von Deutschen auf Grund des Grenzzonengesetzes aus dem Grenzgebiet ausgewiesen worden ist.

+

Durch eine Verordnung des polnischen Innenministers sind ab 24. Juli 1938 die Bestimmungen des Grenzzonengesetzes auf weitere erhebliche Teile Westpolens ausgedehnt worden: in Pommerellen auf 6 und in Posen auf 5 Kreise, die bisher nur teilweise in die Grenzzone einbezogen waren. Alle diese Kreise liegen nicht unmittelbar an der Grenze. Wenn man von den zugeteilten kongreßpolnischen Kreisen abzieht, so liegen von den 24 Kreisen Pommerellens jetzt 17 ganz und 2 zum Teil, von den 25 Kreisen der Wojewodschaft Posen 14 ganz und 2 teilweise in der Grenzzone. Die Wojewodschaft Schlesien gehört restlos dem Grenzzonengebiet an. Damit unterliegen nun mehr als drei Viertel des westpolnischen Gebietes einschneidenden Sonderbestimmungen.

Als vor der Annahme des Grenzzonengesetzes im polnischen Parlament die beiden

deutschen Senatoren wiederholt der Besorgnis Ausdruck gaben, das Gesetz könne leicht zu einer verhängnisvollen Waffe gegen die deutsche Volksgruppe werden, gaben die Regierungsvertreter die Erklärung ab, es richte sich nur gegen staatsfeindliche Elemente und werde die Entwicklungsmöglichkeiten der nationalen Minderheiten in keiner Weise beeinträchtigen. Leider haben die praktischen Auswirkungen des nun seit einem Jahre in Kraft befindlichen Gesetzes diese Zielsetzung in keiner Weise bestätigt. Mit Ausnahme einiger weniger Fälle ist das Grenzzonengesetz in Westpolen bisher ausschließlich gegen Deutsche zur Anwendung gekommen. So sind im Laufe des vergangenen Jahres u. a. zahlreiche Deutsche aus dem Grenzgebiet ausgewiesen worden. Die Genehmigung zur Pachtung, Verwaltung oder zum Kauf eines Grundstücks ist Deutschen ausnahmslos versagt worden. Damit ist den Angehörigen der deutschen Volksgruppe jede Möglichkeit zur Gründung einer neuen Existenz genommen. Noch einschneidender aber sind die Bestimmungen für den Erbfall, da auch hier jede Grundstücksveränderung eine behördliche Genehmigung erfordert, wenn es sich um mehr als einen gesetzlichen Erben handelt. Praktisch ist damit der gesamte bäuerliche Besitz gefährdet. In zahlreichen Fällen ist der Erbübergang auch bereits versagt worden. Bei weiterer rigoroser Anwendung dieser nur in Pommerellen und Posen geltenden Bestimmung würde der gesamte deutsche Besitz schon in absehbarer Zeit in polnische Hände übergehen müssen.

Nach der bisherigen Handhabung muß das Grenzzonengesetz als das verhängnisvollste Werkzeug der Entdeutschungspolitik angesehen werden. Wenn die Bestimmungen dieses Gesetzes nun auf weitere 11 Kreise ausgedehnt werden, so ist das ohne Zweifel eine neue eindeutig gegen die deutsche Volksgruppe gerichtete Maßnahme.

Wir wollen nicht das Polentum ausrotten, sondern wir wollen das Deutschtum davor schützen, daß es seinerseits ausgerottet werde.

Bismarck †

Rede zum Ansiedlungsgesetz v. 28. 1. 1886

Du mußt wissen, Daß

. . . 27,5 Millionen deutscher Volksgenossen im Auslande leben. Von diesen wohnen 5 Millionen im Westen, Süden und Norden Europas, 14 Millionen in außereuropäischen Erdteilen. Die übrigen 8,5 Millionen, also mehr als der dritte Teil aller auslandsdeutschen Volksgenossen, leben im Osten!

+

. . . von diesen 8,5 Millionen im Osten außerhalb der deutschen Reichsgrenzen lebenden Volksgenossen rund 4 Millionen das Grenzlanddeutschtum bilden. Dieses Grenzlanddeutschtum siedelt unter fremder Herrschaft auf geschlossenem deutschem Volksboden, der in unmittelbarem räumlichem Zusammenhang mit dem deutschen Reichsgebiet steht. Zum Grenzlanddeutschtum sind ferner die rund 400 000 Deutschen Danzigs zu rechnen. Weitere 4 Millionen deutscher Volksgenossen leben in größerem räumlichen Abstand vom deutschen Reichsgebiet verstreut in allen Staaten Osteuropas.

+

. . . von allen diesen Deutschen nur 400 000 in Danzig das Recht auf ein selbständiges, deutsch-regiertes Staatswesen besitzen.

+

. . . durch die sogen. Friedensverträge insgesamt 5½ Millionen deutscher Menschen an der Ostfront des geschlossenen deutschen

Volksbodens unter fremde Herrschaft gekommen sind. Diese Zahl umfaßt im Wesentlichen das Deutschtum der verlorenen reichsdeutschen Provinzen und das Sudetendeutschtum, ohne die Streusiedlungen zu berücksichtigen.

+

. . . die Zahl von 5½ Millionen durch die Schanddiktate verlorener deutscher Menschen erheblich größer ist als die Gesamtbevölkerung vieler osteuropäischer Staaten, die mit Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht nach dem Weltkrieg entstanden sind. (Estland: 1,1, Lettland: 1,9, Litauen: 2,2 Mill. Einwohner!) Den 5½ Millionen Deutschen wurde das Selbstbestimmungsrecht verweigert, obwohl sie auf geschlossenem deutschem Volksboden wohnten!

+

. . . sich die Zahl von 30 Millionen ergibt, wenn man zu den 8,5 Millionen außerhalb der Reichsgrenzen im Osten lebenden Volksgenossen die Bewohner der östlichen Grenzprovinzen des Reiches (Ostpreußen, Schlessien, Ostpommern, Sachsen, Bayr. Ostmark) und die 6,5 Millionen Deutschen Österreichs hinzuzählt. Bei einer Gesamtzahl von 100 Millionen Deutschen in der Welt ist das fast ein Drittel. Nahezu der dritte Teil aller Deutschen also sind Deutsche im Osten!

Dr. OETKER'S

ERZEUGNISSE

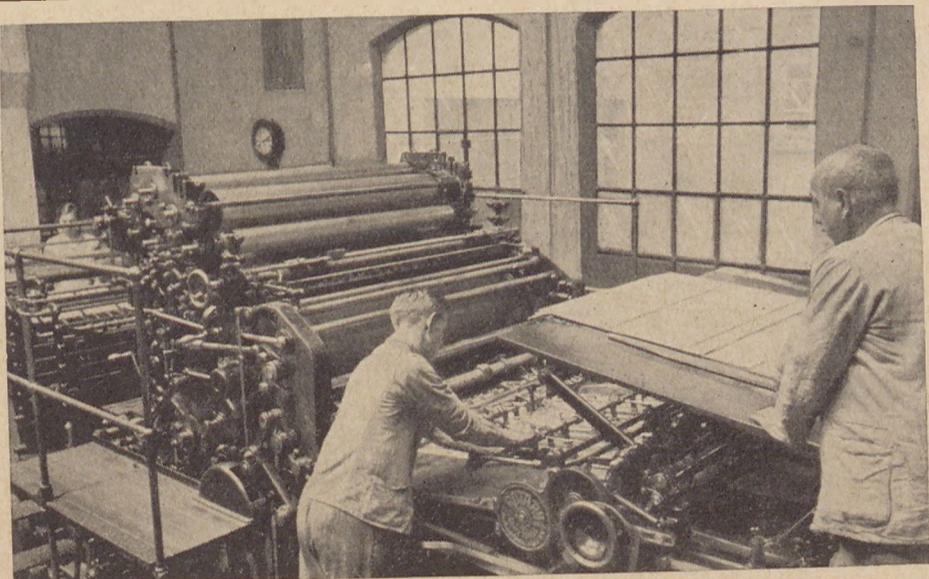


HABEN SEIT JAHRZEHNTEIN WELTRUF!

VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH

Dr. OETKER'S ERZEUGNISSE

Vertreter: Gerhard Neekritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236



Viele Spindeln und Walzen geben den Druckmaschinen ihre Eigenart. Sie sind notwendig, um die Druckerschwärze zu übertragen. Rotierende und seitliche Bewegung der Walzen sorgt für die feinste Verreibung der Farben.

Unser Bild zeigt eine Teilansicht einer bei uns arbeitenden großen Zweifarben-Offsetmaschine. Unser Betrieb verfügt neben weiteren Offsetmaschinen und einer Steindruckeinrichtung über eine große Anzahl von modernen Buchdruckpressen verschiedenster Art.

A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig



Oberschlesische Kohlen- und Koks-Handels-Gesellschaft m. b. H.

Danzig-Langfuhr, Magdeburger Straße 4, Tel. 41848/49

„Der Deutsche im Osten“ Heft 1—5 enthielt u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe — Rob. Hohlbaum: Österreich — Karl Biererbl: Bayrisches Grenzland — H. Chr. Raergel: Schlesien — Grenzhüter der deutschen Kultur — Heinz Kindermann: Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart — W. Daitz: Deutschland und der Ostseeraum — Niels von Holst: Kunst des Baltensandes — deutsche Kolonialkunst — Karl Hans Fuchs: Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit — Novellen von H. Fr. Blund, Paul Brock, H. Chr. Raergel und Joseph Handl — Gedichte von Agnes Miegel, Martin Damsz, Henrybert Menzel, Paul Niekras, Erich Post, Thilo von Trotha und Peter Barth — Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter.

Herausgeber: Wilhelm Jarske

unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. B. Rasemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland: F. E. Fischer, Leipzig C 1, Kurze Straße 8, für Danzig und Polen: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (DG. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).